

Aus Holland.

Von

J. H. Holwerda.

I. Vor- und Frühgeschichte der Niederlande.

Wenn ich hier dem Wunsch der Redaktion entsprechend eine Übersicht über die prähistorischen und frühhistorischen Erscheinungen in den Niederlanden geben soll, so wie ich es früher von den Römern in Holland getan habe, so möchte ich erst ein paar allgemeine Bemerkungen voranschicken, nicht um tief auf die dabei berührten großen Probleme einzugehen — was gewiß im Rahmen dieses knappen Aufsatzes auch nicht möglich wäre — oder um eine Diskussion über die verschiedenen Fragen einzuleiten, sondern nur um meinen persönlichen Standpunkt kurz auseinander zu setzen, weil derselbe unumgänglich auch eine derartige Übersicht, jedenfalls einigermaßen, beherrschen muß. Ich bin nämlich der Überzeugung, daß man in der Prähistorie schon viel zu sicher zu wissen glaubt, daß, namentlich in Beziehung auf Datierung, Herkunft und Nationalität der verschiedenen Kulturen, viele — seien es auch oft glänzende — Hypothesen zu Axiomen geworden sind. Dadurch scheint es oft als bestehe schon in vielen Fällen Sicherheit, wo eigentlich noch erst eine peinliche Kleinarbeit die Gründe für ein wirkliches Wissen zu schaffen hat. Anstatt dessen geht man bei seinen Betrachtungen oft von Voraussetzungen auf diesem Gebiete aus, welche eigentlich selbst noch des Beweises bedürfen. Und besonders wo doch eigentlich nur im klassischen Süden der Schlüssel zur Eröffnung der verschiedenen, speziell chronologischen Probleme liegen muß, da sieht man oft sogar klassische Archäologen einfach die Hypothesen aus dem dunklen Europa auch auf ihr Gebiet übertragen, anstatt dem eigenen Material die Lösung abzuringen. Ich möchte es z. B. wirklich nicht wagen, zu sagen, wann im dunklen Europa vielleicht noch eine gewisse neolithische Kultur bestanden haben mag, obwohl auch ich den Faden zu spüren glaube, welcher dieselbe mit bestimmten Erscheinungen im klassischen Süden verbindet. Ja ich weiß sogar nicht, wie lange die analoge Kulturerscheinung dort im Süden selbst an gewissen Stellen, neben viel höher entwickelten, fortbestanden haben mag. Ich bewundere den Geist des Montelius u. a., welcher uns die verschiedenen Gruppen der Bronzekultur unterschieden hat, aber daß sich daraus wirklich eine richtige Chronologie machen läßt, daß diese Gruppen nicht von sehr verschiedener Dauer, besonders in den verschiedenen Gegenden der alten Welt,

gewesen sein können, daß sie nicht nebeneinander fortbestanden haben, daß die ziemlich vereinzelt Bronzegegenstände, welche man als Analogien in der klassischen Welt antrifft, dort wirklich eine fest bestimmbare und innerhalb gewisser Zeitgrenzen beschränkte Lebensdauer gehabt haben und daher in stande sein würden, die analogen Erscheinungen in Europa genau zu datieren, das alles will mir nicht einleuchten. Was letzteres betrifft, hat die Doktor-Dissertation Remouchamps'*) meines Erachtens schon anderes gelehrt. Daher scheinen mir die Einzelfunde von Bronzegegenständen, wie sie auch gelegentlich in unserem Lande vorkommen, noch immer ziemlich undatierbar, wie schön auch besonders Lokalforscher und Gelegenheitsarchäologen, dem Meister nachsprechend, mit ihrem „Montelius so und soviel“ dem Publikum glaubhaft zu machen versuchen, man habe da wirklich recht gut datierbare Sachen vor sich. Man dürfte solche Leute fast beneiden, die so vieles und so genau wissen, während man selbst das Gefühl hat, noch so ganz am Anfang zu stehen. Meines Erachtens wird auch hier nur eine auf klassischem Gebiete voraufgehende peinliche Kleinarbeit wirkliches Wissen bringen können, obwohl wahrscheinlich niemals soviel in Wirklichkeit erreicht werden wird, als man sich jetzt schon oft erreicht zu haben einzubilden scheint. Ich fürchte, daß dieses, was manchem gewiß ein unglaublicher Skeptizismus erscheinen mag, vielleicht viele ärgern wird. Das war nicht meine Absicht, ebensowenig wie ich es für hier am Platze halte, tiefer auf diese Sachen einzugehen. Ich habe nur den Leser der nachfolgenden Zeilen warnen wollen, daß er es hier mit einem Ungläubigen zu tun hat, dem sogar auch manches, was viele im Namen „der Wissenschaft“ sofort als unmöglich ablehnen würden, annehmbar vorkommen dürfte, einfach weil ihm unsere Wissenschaft nicht soweit fortgeschritten scheint, daß es ihr in vielen Fällen schon erlaubt sein würde, das Wort „unmöglich“ zu gebrauchen.

Auf den Sandinseln zwischen den Mooren unserer nördlichen Provinz Drente und den angrenzenden Teilen von Groningen und Friesland hat, offenbar als erste Bewohner unseres Landes, eine sehr dichte Bevölkerung der Megalithkultur gewohnt. Von mehr als 50 Megalithgräbern (hier „Hunebedden“ genannt) sind noch jetzt die Überreste vorhanden, fast ausschließlich von Riesenstuben, von denen ich im Jahre 1912 zum ersten Male bei Drouwen ein Paar systematisch untersuchen konnte. Im nächsten Jahr grub ich das große Langgrab von Emmen mit seinen zwei Grabkammern aus. Später hat auch Dr. van Giffen mehrere andere untersucht; in seinem soeben erschienenen stattlichen Buch⁷⁾ gibt er außer der Beschreibung und den photographischen und zeichnerischen Aufnahmen der noch vorhandenen Megalithgräber auch die Resultate dieser Arbeit.

Von meinen eigenen Grabungen habe ich ausführlich u. a. in der Prähistorischen Zeitschrift⁶⁾ berichtet und außerdem schrieb ich, ebenfalls in deutscher Sprache, darüber eine mehr zusammenfassende Arbeit⁸⁾, in welcher ich auch auf Grund der Ausgrabungsergebnisse meine Ansichten über die

*) „Griechische Dolch- und Schwertformen — ein Beitrag zur Chronologie der Europäischen Bronzezeit.“ Gleichzeitig erschienen in den „Oudheidkundige Mededeelingen uit 's Rijksmuseum van Oudheden“ VII (1920).

holländische Megalithkultur, ihren Zusammenhang mit dem Ausland und ihre Herkunft vorgetragen habe. Ich kann hier also kurz sein.

Die großen Riesenstuben sind meines Erachtens große Steinkammern gewesen, von einem Hügel überdeckt, dessen steile Wand von den Kranzsteinen ringsum gebildet wurde, während ein ebenfalls aus Steinen gebauter Gang in die Kammer hineinführte. So scheint mir diese Anlage nur erklärlich als eine Nachahmung der bekannten Form des Felsengrabes, des Ganggrabes, im Süden Europas. Beim Langgrab von Emmen bildete eine ununterbrochene Reihe von großen Steinen, zwischen welchen einmal kleinere Steine eingeklemmt waren, eine ziemlich hohe Steinwand, die ein längliches aufgeworfenes Sandplateau umschlossen hatte, in welchem die kleinen Steinkammern wie versenkt lagen. Der Eingang zu diesen Kammern wurde von einer ebenfalls aus Steinen gebauten Grube gebildet, welche zur halben Tiefe der Kammer seitlich derselben wie in dem Sandplateau eingesenkt war. Eine ganz kleine niedrige Pforte bildete von der Grube aus den Zugang zu der Kammer. Auch in dieser Anlage meine ich deutlich eine Nachahmung einer bekannten Form von Felsengräbern zu erkennen. So liefern uns meines Erachtens diese Anlagen selbst schon den Beweis, daß ihre Erbauer südliche Vorbilder vor Augen gehabt haben müssen, also ursprünglich selbst aus dem Süden Europas stammen müssen.

Waren früher auch charakteristische Kleinfunde der Megalithkultur in diesen Gegenden, wenn auch nur ziemlich vereinzelt, bekannt, so hat besonders eins der Drouwener „Hunebedden“ uns eine Fülle von keramischen Funden geliefert, in der die verschiedenen bekannten Formen reichlich vertreten sind und welche ich schon früher ⁸⁾ ausführlich beschrieben und abgebildet habe. Diese verschiedenen Formen zeigen fast alle den reinen Korbflechtstil: Trichter-vasen, Schalen, Kragenflaschen, Henkeltöpfe usw. Merkwürdigerweise finden sich dazwischen aber auch einige, welche nur südlicher Herkunft sein können, weil es regelrechte Nachahmungen der südlichen Kürbisse sind.

Auch hier haben wir meines Erachtens einen Beweis dafür, daß diese Kultur ursprünglich aus dem Süden stammt. Natürlich steht unsere holländische Megalithkultur in dem engsten Zusammenhang mit denselben Erscheinungen in NW.-Deutschland und Skandinavien. Sie bilden zusammen eine Gesamtheit. Was für sie gilt, muß auch für jene gelten. Die so charakteristische und einheitliche Entwicklung der Keramik deutet gewiß auf eine lange Isolierung dieser Stämme hier im Norden Europas. Insofern hat man natürlich recht, von einer speziell nördlichen Kultur zu reden. Die ursprünglich südliche Herkunft dieses Volkes wird dadurch selbstverständlich nicht beeinträchtigt.

Auch die speziell nordische hohe Entwicklung der Feuersteinindustrie läßt sich in dieser Weise erklären. Die charakteristischen Formen des dünnackigen und dicknackigen Feuersteinbeils mit rechteckigem Querschnitt sind gewiß auch zu unserer Megalithkultur gehörig, wo sich das Feuersteinhandwerk zu einer besonders großen Höhe entwickelt hat. Aber auch hier soll man nicht zu systematisch sein und soll man in der Verbreitung von speziellen Typen allein kein „Kulturgebiet“ erkennen wollen. Davor warnt uns wiederum unser Fund in Drouwen ⁶⁾⁸⁾, wo in genau derselben Lage innerhalb derselben

Grabkammer 12 Beile gefunden wurden, von denen nur ein oder höchstens zwei Stücke (wenn man es nicht zu genau nimmt) eine charakteristische sog. nördliche Form aufweisen. Diese Form hier ist aber überdies noch die „dünnackige“, wie man sie, dem Systeme nach, in einer Riesenstube nicht erwarten sollte; richtige „nordische“ dickackige Beile fanden sich keine. Die meisten Stücke sind meist sehr degenerierte Formen des dünnackigen Beiles mit ovalem Querschnitt, wie sie z. B. Åberg, im Gegensatz zu der nordischen Megalithkultur, einer westeuropäischen Kultur zuschreiben will. Daß wir mit derartigen selbstgemachten Erfahrungen vor Augen den Theorien der Systematiker ein bißchen skeptisch gegenüber stehen, wird sich leicht begreifen lassen. Auf einige andere Funde in denselben Grabkammern kommen wir später noch zurück.

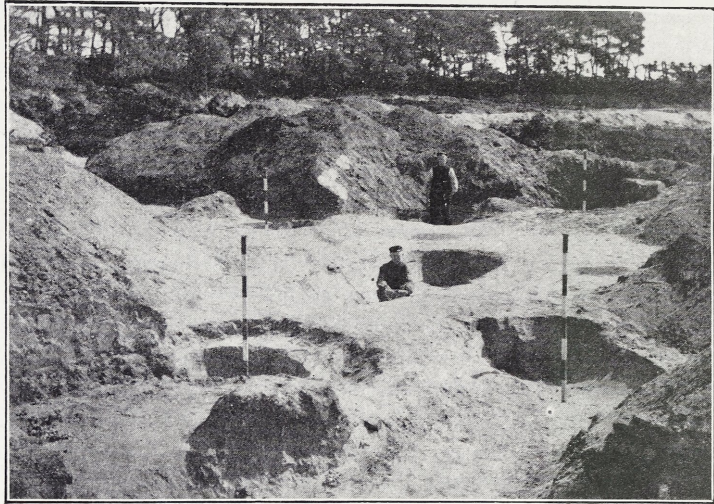


Abb. 1.

Dennoch sind aus andern „Hunebedden“ Funde derartiger charakteristischer nordischer Feuersteinbeile auch bei uns wohl bekannt, neben anderen Produkten des hochentwickelten Feuersteinhandwerkes; auch die schönen Dolche und Lanzenspitzen kommen bei uns vereinzelt vor. Einzelfunde derartiger Feuersteinprodukte lassen sich übrigens nicht nur in Drente sondern auch mehr südlich auf der Veluwe (besonders in der weiteren Umgebung von Apeldoorn) nachweisen, was gewiß mit der Ausbreitung der Megalithkultur bis soweit nach Süden in Verbindung zu bringen sein wird. Wohl finden sich hier keine große Steingräber (auch die erratischen Blöcke, aus welchen sie in Drente gemacht sind, fehlen hier so gut wie ganz), aber die Anwesenheit dieses Volkes hier zeigte sich dennoch in anderer Weise. Meinen Fund von Flachgräbern und von einer Siedlung mit vielen Wohngruben (Abb. 1) mit megalithischer Keramik und kleinen Feuersteininstrumenten am Uddelermeer habe ich schon öfters beschrieben⁸⁾⁹⁾. Ich brauche darauf also hier nicht weiter einzugehen; besonders die charakteristischen keramischen Erzeugnisse (Abb. 2) beweisen, daß wir es hier jedenfalls mit engverwandten

Stämmen zu tun haben. Auch an andern Stellen der Veluwe ⁴⁾, bei Nierssen und Lunteren, sind noch Scherben derselben megalithischen Keramik gefunden worden. Bis soweit hat sich also gewiß die Megalithbevölkerung noch in unserem Lande ausgedehnt.

Übrigens werden auch in den mehr südlichen Teilen des Landes, fast überall wo der Boden aus Sand besteht, Funde von Feuersteinbeilen usw. gemacht. Es sind meistens ziemlich uncharakteristische Formen vom degene-

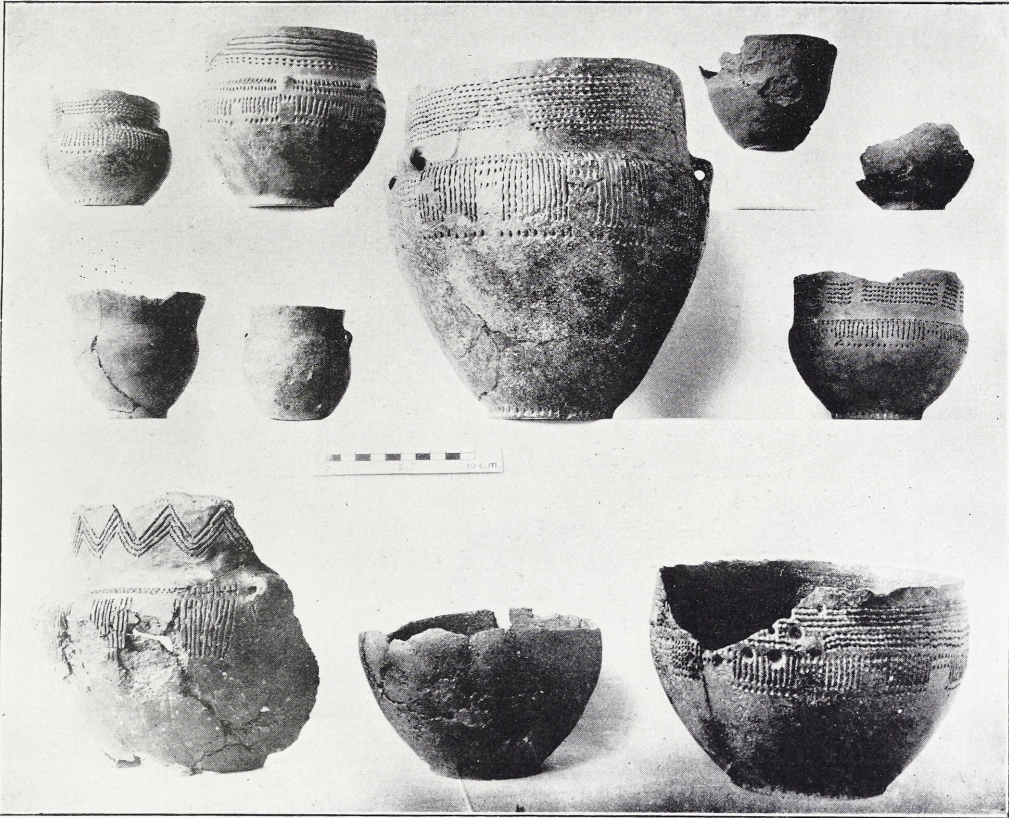


Abb. 2.

rierten Typus mit ovalem Querschnitt, die sowohl hier als in den mehr nördlichen Teilen des Landes häufig vorkommen, aber da sonst alle Siedlungen oder Gräber in den südlichen Gegenden vollkommen fehlen, weiß man nichts damit anzufangen. Es ist meine Überzeugung, daß derartige Feuersteinwaffen noch sehr lange und bei sehr verschiedenen Stämmen im Gebrauch gewesen sein können.

Bis vor kurzem schien es, als sei diese Megalithkultur die einzige Erscheinung dieser Art in den Niederlanden gewesen. Wohl findet man auf den Lößplateaus am westlichen Maasufer im NO. von Belgien in großer Fülle die bekannten Ausläufer der Donaukultur mit ihrer charakteristischen Band-

keramik, deren „Fonds de Cabanes“, mit reichem Inhalt an Feuersteininstrumenten, eingehend von Marcel de Puydt, Hamal Nandrin und Servais beschrieben worden sind, und wohl ließ die Ähnlichkeit der Landschaft des südlichen Teils unserer Provinz Limburg bei uns schon früher die Vermutung aufkommen, derartiges müsse es auch hier gegeben haben, aber tatsächlich gefunden war bis vor einem Jahr noch nichts. Im Jahre 1925 wurde aber bei den großen Grabungsarbeiten der Fabrik Belvédère in Caberg bei Maastricht, wirklich eine Anzahl bandkeramischer Wohngruben angeschnitten, deren Inhalt von Fabrikdirektor P. Marres und Pastor Kengen in Caberg und Dr. Goossens in Maastricht gerettet wurde (Abb. 3). Im vergangenen Sommer war es mir erlaubt, hier eine kleine Ausgrabung zu veranstalten und bald hoffe ich an anderer Stelle von diesem bandkeramischen Funde und von meinen Grabungen

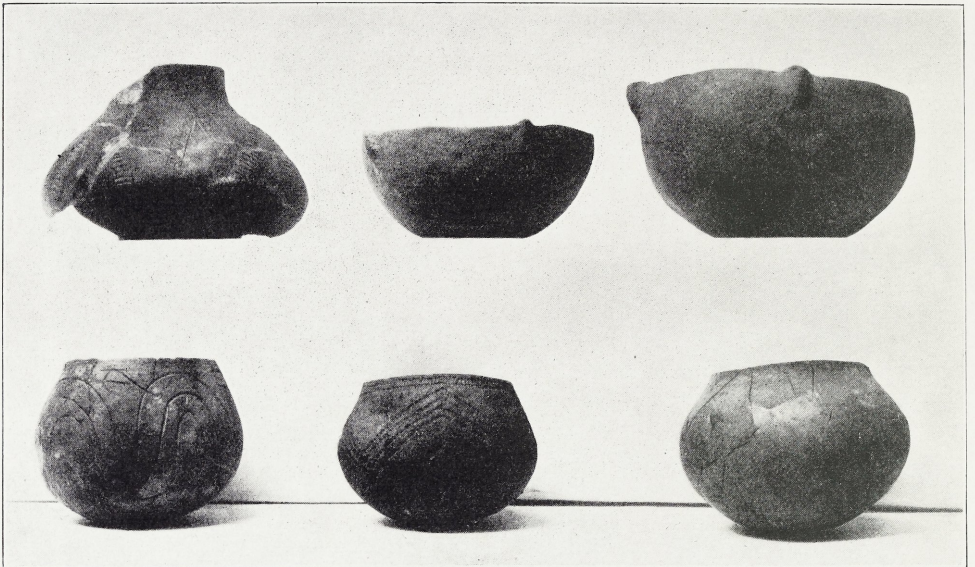


Abb. 3.

näher zu berichten. Hier sei aber jetzt schon Folgendes darüber gesagt: an dieser selben Stelle lassen sich drei verschiedene Arten von Wohngruben nachweisen. So fand ich hier dicht nebeneinander eine viereckige Grube mit hauptsächlich römischen Scherben des 2. Jahrhunderts, mehrere zylindrische mit ausschließlich rohen groben Gefäßscherben von La Tène-Charakter, genau wie wir sie fast überall in unserem Lande antreffen als Nachlaß der rheinischen Germanenstämme aus den Jahrhunderten kurz vor und nach Christi Geburt, und schließlich flachrunde Gruben mit Feuersteininstrumenten, bandkeramischen Scherben usw., also zweifellos die fernen Ausläufer jener Kultur, welche man in Deutschland mit dem Namen Donaukultur oder bandkeramische Kultur bezeichnet und in Belgien „Omaliën“ genannt hat. Was aber wiederum zu denken gibt, ist die merkwürdige Tatsache, daß genau derartige grobe Germanenscherben, wie oben beschrieben, bisweilen auch zusammen mit Bandkeramik in den „neolithischen“ Wohngruben angetroffen wurden.

Zur selben Zeit als ich in Caberg grub, beschäftigte sich Dr. Remouchamps mit der Ausgrabung einer römischen Villa am anderen Ufer der Maas bei Stein. Neben der Villa kamen ein paar Wohngruben zutage, in einer von denen Dr. R. zusammen mit römischen Scherben ebenfalls unverkennbare Fragmente von Bandkeramik fand. Was haben wir also von der Zeit unserer „neolithischen“ Bandkeramik zu denken? Vielleicht bringt die Fortsetzung unsrer Grabungsarbeit in Caberg noch eine Antwort.

Wie man aber auch diese Fragen beantworten möchte, fest steht jedenfalls, daß nicht nur das Volk der Megalithkultur im Norden des Landes eine weite Verbreitung gehabt hat, sondern daß auch die südliche Donaukultur ihre Stämme bis in den südlichsten Teil desselben vorgeschoben hat.

Mit diesen Bandkeramikern in Süd-Limburg und den angrenzenden Teilen Belgiens haben wir möglicherweise auch die merkwürdigen Erscheinungen in Verbindung zu bringen, deren Entdeckung und eingehende Untersuchung und Beschreibung wir unseren südlichen Nachbarn verdanken. Schon vor vielen Jahren schrieb Marcel de Puydt seine Arbeit „Ateliers néolithiques de St. Gertrude et Reyckholt“ und auch die Niederländer Prof. Dr. E. Dubois und C. Ubaghs haben sich schon damals mit dieser Sache beschäftigt. Seitdem haben Hamal Nandrin, dessen Freundlichkeit ich auch die Zeichnungen Abb. 4 verdanke, und Servais¹⁰⁾ an dieser merkwürdigen Fundstelle öfters gegraben und einen reichhaltigen Bericht über diese neolithischen Funde publiziert, während in den letzten Jahren auch Dr. v. d. Sleen und Dr. van Giffen hier ebenfalls Untersuchungen vorgenommen haben¹⁰⁾. In den weichen Kreidemergelstein der Hügel sind hier mehrere runde vertikale Stollen getrieben worden, in deren Tiefe Galerien angelegt worden sind, um den Feuerstein abzubauen, der hier in großer Fülle vorhanden ist. Auf der Oberfläche sind an verschiedenen Stellen „Ateliers“ gefunden worden, wo der Feuerstein bearbeitet worden ist; starke Schichten Feuersteinabfall bedecken hier den Boden und überall, in den Minen selbst, in diesen Werkstätten, ja im ganzen Gelände verbreitet, fanden sich massenhaft die Werkzeuge der „Mineurs“, Hacken aus Feuerstein oder Hirschhorn usw., Nuklei, halbfertige Produkte, Abfall und fertige Instrumente. Wir sagten, daß diese Feuersteinindustrie vielleicht mit der Bevölkerung der „Fonds de Cabanes“ in Verbindung zu bringen wäre, weil diese die einzige ist, deren Siedlungen in diesen Gegenden bis jetzt bekannt geworden sind und weil gewiß sehr viele dieser Feuersteinartefakte denen jener Wohngruben vollkommen ähnlich sind. Aber an sich scheint die Deutung dieser Funde von Reyckholt mir immer noch rätselhaft. Denn von fast allen „Perioden“ scheinen sich hier die Produkte brüderlich vereint zu finden. In den großen Massen der Feuersteinartefakte unterscheidet man doch neben Formen, welche, wenn sie sonstwo gefunden würden, gewiß niemand zögern würde dem Paläolithikum, sogar den älteren Stufen desselben, zuzuschreiben, andere, welche vollkommen den Campignieninstrumenten ähnlich sind, kleine Tardenoisien-Messerchen, richtige „neolithische“ Stücke und Beile, sogar polierte, von sehr verschiedener Form. So werden hier den Typologen außerordentlich verwickelte Rätsel aufgegeben, an deren Lösung wir uns nicht gern heranwagen möchten.

Zwischen der Megalithkultur im Norden und den Ausläufern der Donaukultur im Süden schiebt sich eine dritte mächtige Kulturströmung ein, welche

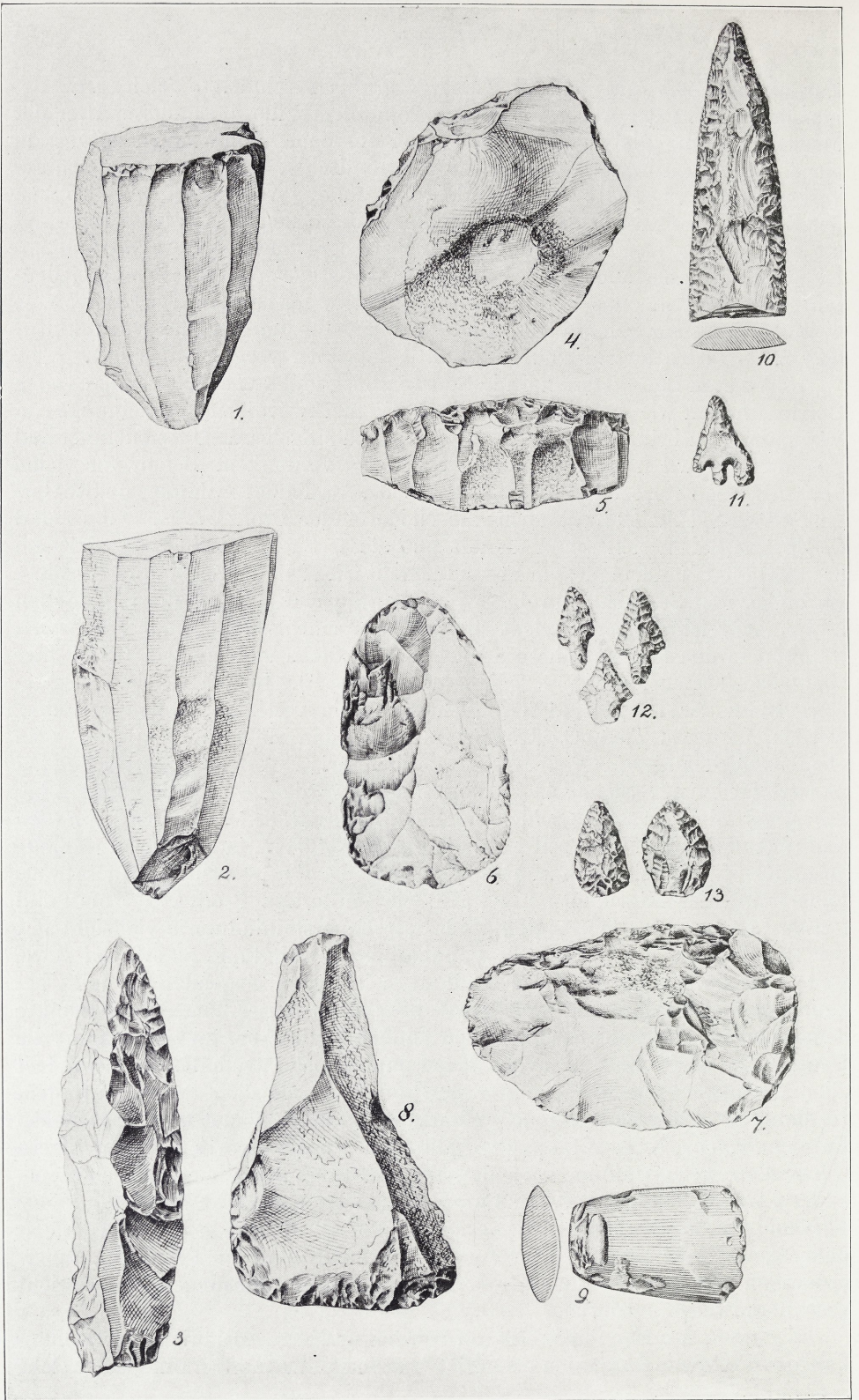


Abb. 4.

gewiß auf der Veluwe ihr Zentrum hat, aber auch in Drente und den angrenzenden Gegenden gefunden wird. Südlich von der Maas sucht man sie bis jetzt so gut wie vergebens, aber auch im Gooi in der Nähe von Hilversum und auf den Sandinseln an der Küste, welche jetzt von den späteren Dünen (vgl. S. 138) bedeckt werden, sind ihre Überreste nachzuweisen. Schon vor vielen Jahren haben Grabungen in vielen großen Hügeln von Gelderland mich gelehrt, wie dieselben eigentlich als die Ruinen großer Holzbauten zu betrachten seien. Als Kuppelgräber, aus liegenden Balken aufgebaut, meinte ich diese Bauten rekonstruieren zu können ⁸⁾¹¹⁾. Spätere Ausgrabungen, be-



Abb. 5.

sonders von Dr. Remouchamps ¹²⁾, haben erwiesen, daß es daneben auch auf andere Weise aus Holz konstruierte Grabkammern gegeben hat, wobei wahrscheinlich schräg stehende Pfosten die nach innen geneigten Wände der ebenfalls mit Holz gedeckten Räume aufgehalten haben. Innerhalb dieser Räume befindet sich dann das Grab, einfache Skelettgräber, aber daneben auch unverkennbare Reste von Leichenbrand. Oft ist das Grab selbst ebenfalls mit Holz umsetzt; auch Kisten oder Baumsärge kommen vor und öfters läßt es sich nachweisen, wie das Innere des Grabes oder die Leiche selbst mit Ocker rotgefärbt gewesen sein muß.

Als Beigaben enthält das Grab öfters Glockenbecher und zwar eine charakteristische Zonenkeramik, Schnurkeramik und Schnur-Zonenbecher nebeneinander (Abb. 5) (es scheint mir unrichtig, ja unmöglich, diese verschie-

denen Gattungen voneinander zu trennen, es müssen Produkte einer und derselben Kultur gewesen sein) und weiter große glockenförmige Gefäße derselben Technik mit grober Verzierung in einer Art Korbflechtstil (vgl. über diese Keramik meine unten zitierte Arbeit Anm. 8). Neben ziemlich seltenen Feuersteinmessern und Pfeilspitzen usw. sind es besonders Axthämmer von verschiedener Form, sowohl die kleinen mehr einfachen wie die großen, bisweilen sehr schön facettierten und fein polierten Äxte, die wir in diesen Gräbern finden. Weiter sind sog. Armschutzplatten, kleine Bernsteinknöpfe usw. für diese Kultur charakteristisch und schließlich, obwohl sehr selten, die ältesten Bronzeformen, vom Flachbeil, Dolch usw. Daß wir in dieser Kultur, meiner Meinung nach, nicht eine ursprünglich westliche zu sehen haben, wie oft behauptet wird, daß sie dagegen aus Osteuropa, ja aus Asien herkommen muß, ja daß mir die „Ockergräberkultur“ Südrußlands die beste Parallele für unsere „Kuppelgräberkultur“ zu bieten scheint, kann hier dahingestellt bleiben ³⁾ ⁸⁾. Nur sei hier noch ausdrücklich betont, wie dieselbe bei uns ohne Zweifel jedenfalls teilweise gleichzeitig mit unserer Megalithkultur gewesen sein muß. In dem reichsten der Drouwener „Hunebedden“ fand ich zwischen der Masse von Megalithfragmenten mehrere unverkennbare Glockenbecherscherben, und auf dem gepflasterten Boden desselben lagen einige Bronze fragmente ganz unten in der Kulturschicht. Umgekehrt lieferte einmal eine Anlage der Glockenbecherkultur auf der Veluwe einige Scherben der Megalithkeramik ⁸⁾.

Mit der letztbeschriebenen Kulturströmung scheint mir die Bronze in die Niederlande gekommen zu sein. Über das ganze Land, wo nur der Boden aus Sand besteht, finden wir gelegentlich Bronzewaffen, Beile und Speere usw. In den Formen dieser Bronzewaffen ist jede sog. „Bronzeperiode“ vertreten, aber ihre Anzahl ist so gering im Vergleich mit den vielen Hunderten von Jahren, welche die „Bronzezeit“ mit ihren vielen „Perioden“ eingenommen haben soll, daß mir der Glaube hieran vollkommen entsinkt (vgl. die interessanten Ausführungen von H. Shtelig in seiner *Préhistoire de la Norvège*). Einerseits bin ich dann auch der Meinung, wie ich es schon oben gesagt habe, daß man sich mit den Bronzezeittheorien noch auf Irrwegen befindet, andererseits glaube ich in diesen vereinzelt Bronzefunden nur Import sehen zu müssen bei einer Bevölkerung, welche derartige kostbare, seltene Sachen noch sehr lange bewahrt haben kann. Wie lange wohl, das beweist uns vielleicht u. a. der Fund eines Lappenbeiles in einer „Terp“ der friesischen Bevölkerung aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. Die älteren Bronzeformen können jedenfalls sehr gut noch Besitz der sonst in ihrer gewöhnlichen Weise fortlebenden Glockenbecherbevölkerung gewesen sein.

In mehreren Hügeln, besonders in Drente, meint Dr. v. Giffen ¹³⁾ spezielle „Bronzezeitgräber“ zu erkennen. Soweit ich seine Ausführungen verstehe, soll der Boden unter diesen Hügeln mit weißem Sand bestreut und sollen diese selbst aus umgekehrten Heideplaggen aufgebaut gewesen sein, während das Grab in der Mitte derselben eine Baumkiste mit verbrannter Leiche enthält. Vereinzelt sind in solchen Hügeln von ihm einige ziemlich frühe Bronzesachen gefunden worden.

„Bronzezeitgegenstände“ kommen vereinzelt auch mit bestimmten Urnen in unsern Urnenfeldern vor. Diese Urnen selbst aber, welche dem



Abb. 6.

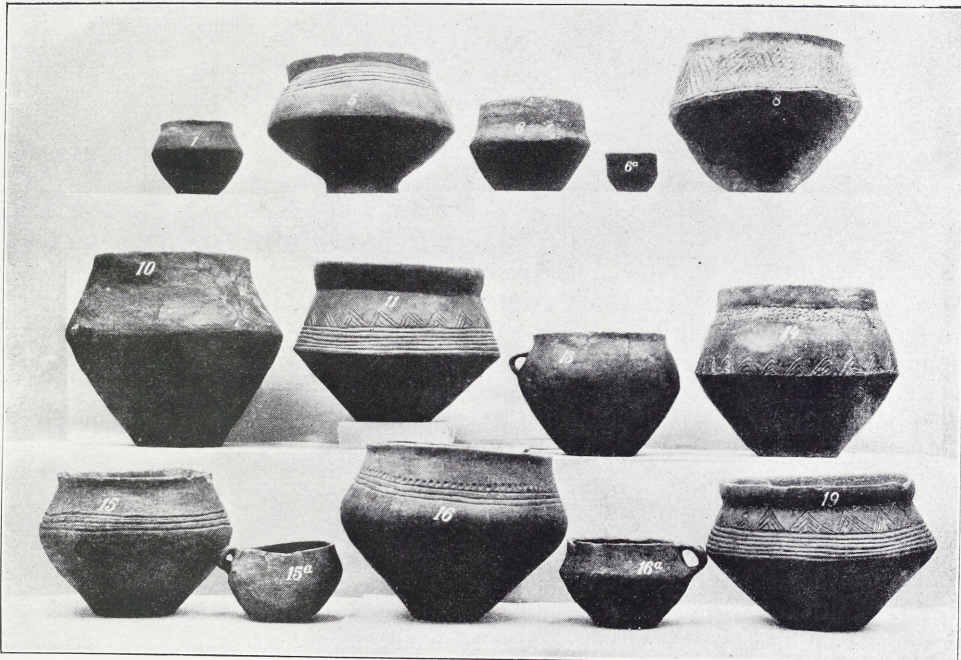


Abb. 7.

Lausitzer Typus sehr verwandt sind, entweder charakteristische scharf umgeknickte Wände oder eine ovale Form mit sich nach oben verjüngendem Rande aufweisen ²⁾ und öfters mit kleineren oder größeren Henkeln versehen sind, scheinen mir ohne Zweifel von der Keramik der Megalithkultur her-zuleiten ⁸⁾ zu sein. Das zweite von mir in Drouwen untersuchte „Hunebed“ enthielt nämlich mehrere Stücke von genau derselben Form. Andererseits aber steht es durch Beifunde außer Zweifel, daß diese Urnenformen noch bis tief in die römische Kaiserzeit fortgelebt haben ²⁾. Auf ihre Verwandtschaft mit den späteren sächsischen Formen des 4. Jahrhunderts n. Chr. habe ich schon vor vielen Jahren hingewiesen und deshalb für diese Urnenkultur den Namen Protosächsisch ²⁾ vorgeschlagen. Sehr schlagend wird diese Verwandtschaft erwiesen durch die Funde in einem vor einigen Jahren von Dr. Remouchamps



Abb. 8.

und mir untersuchten Gräberfeld von Rijssen in Overijssel ¹⁵⁾, wo neben solchen Urnen der gewöhnlichen oben beschriebenen Formen viele andere gefunden wurden, welche unter sehr starkem spätem La Tène-Einfluß den Übergang zu den bekannten sächsischen Typen zeigen (Abb. 6 u. 7).

Diese charakteristische „Protosächsische Urnenkultur“ findet sich bei uns besonders in den nordöstlichen Provinzen, auch in Gelderland kommt sie ziemlich häufig vor, während man in den ausgedehnten gallischen Hallstattgräberfeldern im Süden des Landes vereinzelt ebenfalls solche Urnen antrifft, die wahrscheinlich aus dem Norden eingedrungen, möglicherweise auch einer dünnen, jener andern vorangegangenen ältesten Bevölkerungsschicht zuzuschreiben sind. Denn frühere Funde fehlen in unserer

Provinz N.-Brabant und dem angrenzenden Teile von Limburg so gut wie ganz. Wie gesagt, liegt hier das Gebiet unsrer großen Hallstattgräberfelder, deren Urnenkultur, in welcher fast von jeder bekannten „Hallstattstufe“ Formen vorhanden sind, aber die besonders die bekannten verflauten, sozusagen degenerierten Urnenformen aufweist, in engstem Zusammenhang steht mit der der angrenzenden Gebiete Belgiens und des Rheinlandes. Sie muß also wohl aus dem Süden eingedrungen sein. Römische Beifunde liefern hier öfters den Beweis, daß diese „Hallstattkultur“, welche also zweifelsohne den gallischen Elementen der Bevölkerung zuzuschreiben ist, noch bis in die römische Kaiserzeit, ja wer weiß wie lange noch in diesen Gegenden, wo sich auch keine direkten Nachfolger derselben finden lassen, fortgelebt hat. Über diese Hallstattkultur, ihre Herkunft und ihre Datierung habe ich mich schon öfters, auch in deutscher Sprache geäußert ¹⁴⁾; hier wird es also genügen, darauf zu verweisen. Unsere Abbildung 8 zeigt eine Hallstatturne mit einem römischen Terranigra-Teller als Deckel, gefunden im Gräberfeld von Cuyk a. d. Maas.

Alle diese Urnenfelder sowohl im N. wie im S. zeigen eine ähnliche Anlage, welche uns jetzt schon durch viele Untersuchungen ⁵⁾ ¹⁴⁾ ¹⁵⁾ ¹⁶⁾ bekannt geworden ist. Die Urnen sind oberflächlich in den Boden eingegraben und dann mit niedrigen, oft aus Heideplaggen aufgebauten Hügelchen bedeckt. Letztere sind (Abb. 9) fast immer von einer leichten Palissade oder einer Flechtwand umgeben gewesen, deren kreisförmige Spur sich rings um die einzelnen Hügelchen finden läßt. Wir haben hier also wahrscheinlich die „*circumdata retiis busta*“ des Ammianus Marcellinus vor uns. Diese Kreise im Boden, welche immer beim Abtragen der oberen Humusschicht zutage kommen, zeichnen uns, auch wenn bisweilen die Hügel selbst vollkommen verschwunden sind, den Plan der ganzen Anlage im Boden ab. Öfters läßt

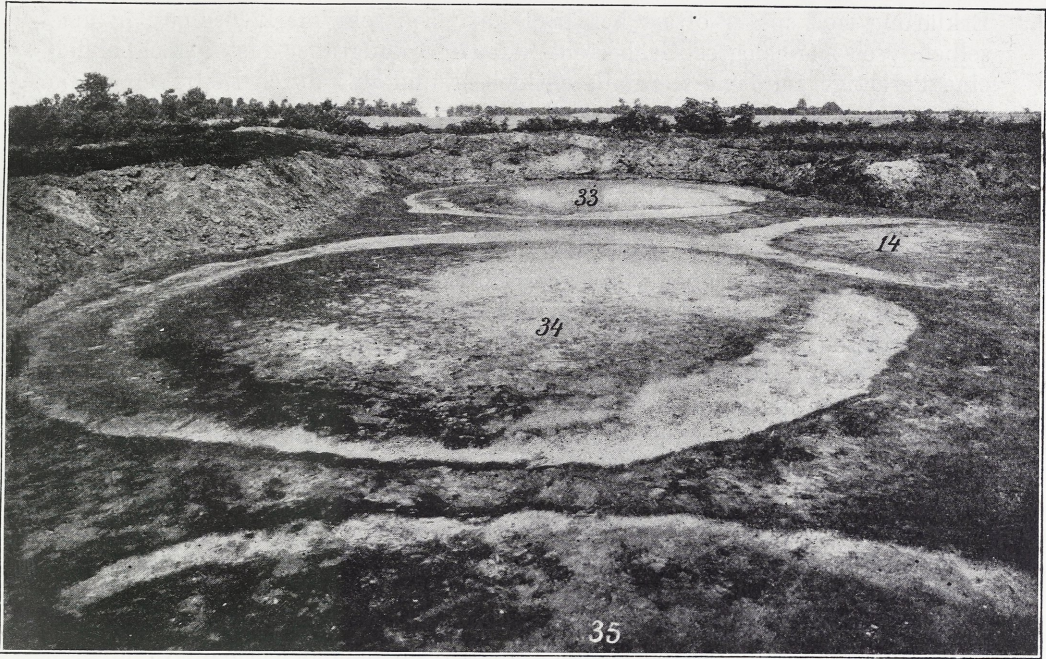


Abb. 9.

sich dabei erkennen, wie bestimmte Urnenbeisetzungen die älteren, andere die jüngeren gewesen sein müssen, so daß es in dieser Weise jedenfalls einigermaßen möglich ist, zu einer gewissen relativen Chronologie der verschiedenen Teile einer solchen Anlage zu gelangen. Besonders ist noch zu erwähnen, daß sich in diesen Urnenfeldern neben den gewöhnlichen runden Grabhügeln merkwürdige längliche, oft gerade sehr lange, in derselben Weise von einer Wand umgebene Anlagen auffinden lassen, welche zweifellos eine eigene, ganz besondere Bedeutung gehabt haben müssen. Wie und weshalb ich in solchen Anlagen eine Art heiliger Götterhaine zu erkennen meine, in deren Schutz auch die Asche der Toten beigesetzt worden ist, habe ich in einem Aufsatz in der Götze-Festschrift dargelegt ¹⁶⁾.

Zwischen den Urnen der oben erwähnten Hallstatt-Nekropolen, aber auch vereinzelt im N. des Landes und besonders sowohl in Urnenfeldern wie in

Grabhügeln auf der Veluwe, finden wir dann noch eine dritte Urnengattung von zylindrischer Form und grober Technik, meistens mit Fingereindrücken am Rande ²⁾14), von ausgesprochenem La Tène-Charakter, wie sie u. a. auch am Rhein öfters vorkommen. Derartige Urnen sind auch in Deutschland öfters mit römischen Sachen zusammen gefunden worden. Daß sie dort mit Unrecht für frühe Hallstatterscheinungen angesehen werden, habe ich denn auch schon in meinen oben zitierten Schriften ¹⁴⁾ mehrmals zu beweisen versucht. Bei uns sind in derartigen Urnen bisweilen römische Fibeln usw. gefunden worden, und da weiter gerade diese Keramik für die nachher noch zu besprechenden Siedlungen von Friesen und Bataven in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten charakteristisch ist, habe ich schon vor vielen Jahren diese Urnen als Nachlaß solcher Germanenstämme gedeutet ²⁾17), welche Erklärung sich später öfters bestätigt hat. Ein sehr merkwürdiges, in derselben Weise angelegtes Gräberfeld, dessen Brandgräber fast ausschließlich eine derartige La Tène-Keramik enthielten und das durch Beifunde in die anfangende Römerzeit datiert wird, hat Dr. Remouchamps ¹⁸⁾ bei Uden in N.-Brabant ausgegraben, während in einem kleinen Gräberfelde bei Beesel an der Maas solche Urnen mit römischer Keramik aus dem 2. und 3. Jahrhundert zusammen gefunden wurden ¹⁴⁾.

Es ist dies dieselbe La Tène-Keramik, welche wir auch z. B. in den oben beschriebenen Wohngruben von Caberg in S.-Limburg angetroffen haben, wo also solche Germanenstämme oben auf den Hügeln an der Maas gewohnt haben müssen. Im vergangenen Sommer haben wir weiter bei Stein an der Maas auf einem Hügelplateau, eine von einer Holzpalisade umgebene kleine Burg derselben ausgegraben, durch deren Mitte ein mit Steinen gepflasterter Weg führte und in welcher sich kleine viereckige Pfostenhäuser befanden. Bald hoffe ich über diese kleine Germanenburg näher berichten zu können. Was uns hier am meisten auffiel, war die große Ähnlichkeit dieser Burg mit der großen Batavenburg, dem Oppidum Batavorum, welche ich vor 10 Jahren in der Nähe von Nijmegen entdeckte und ausgegraben habe. Man kennt diese großartige Anlage ¹⁹⁾ hoch am Rande der die Insula Batavorum begrenzenden Hügel, mit ihren ringwallähnlich starken Mauern aus Holz und Erde, mit der gepflasterten Straße, welche die beiden Tore im S. und N. verbindet und den merkwürdigen Häusern auf beiden Seiten derselben, wo in den Massen der Kulturreste der römische Import aus der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts stark vorherrscht. Nach dem, was ich hierüber schon in dieser Zeitschrift und an mehreren anderen Stellen geschrieben habe, brauche ich hier wohl nicht weiter darauf einzugehen, um zu zeigen, daß hier eine charakteristische Germanenburg wiedergefunden ist, welche, in der Zeit des Drusus oder vielleicht noch etwas früher errichtet, in dem Batavenkriege untergegangen ist.

Sonst finden sich die Siedlungen der Bataven natürlich besonders in der Betuwe, wo zahlreiche Fundorte mit der bekannten Keramik, oft nebst starkem römischem Import besonders aus dem 2. Jahrhundert, mit typischen Gegenständen aus Knochen, Eisen usw. bekannt sind. Dieselben liegen meistens an einigermaßen erhöhten Stellen des jetzt von den Deichen geschützten, früher aber gewiß dem Wasser der großen Flüsse leicht zugäng-

lichen Lehmbo­dens, welche „Woerden“ genannt werden; auf einer solchen „Woerd“ in Maurik habe ich vor 10 Jahren einen großen Bauernhof ausgegraben³⁾²⁰⁾ mit einem Hauptgebäude³⁾ und mehreren Nebengebäuden (Abb. 10), alles aus Lehm und Holz gebaut, und von Palisaden umgeben, welche

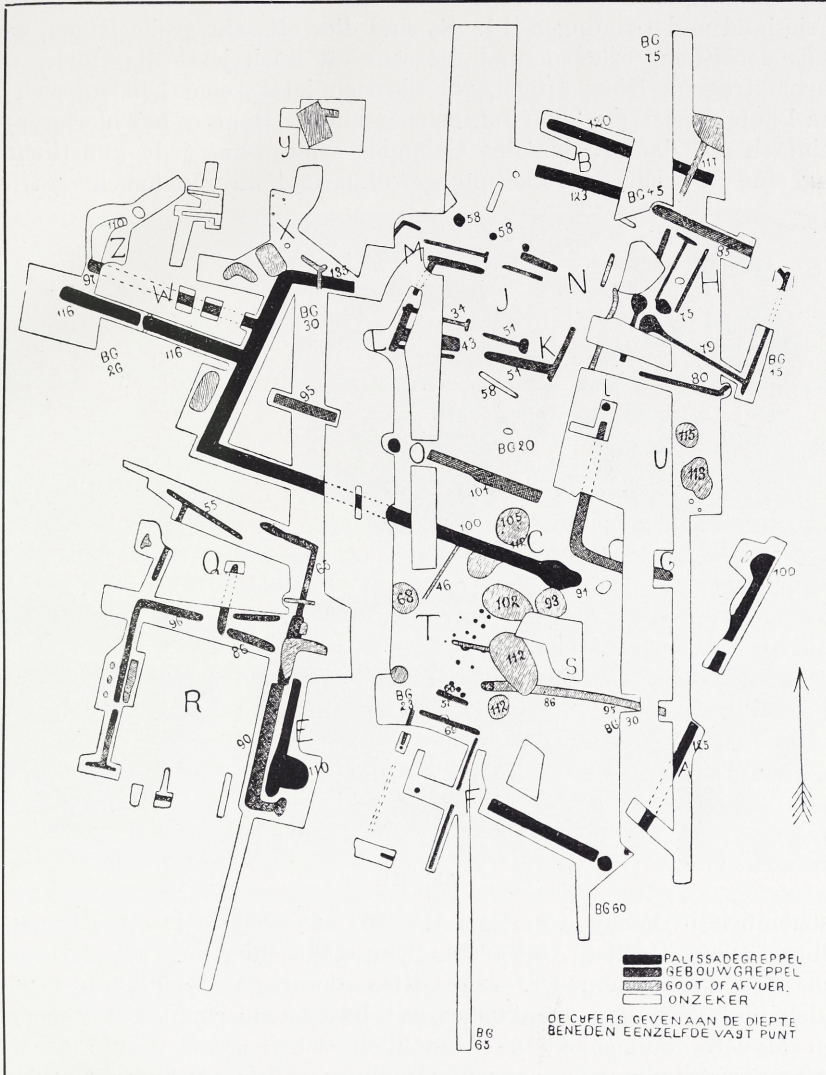


Abb 10.

den Hof mit vielen Abfallgruben usw. umschlossen. Auch hier wiederum dieselben Funde: römische Scherben und die bekannte grobwandige Germanenkeramik, sowohl zylindrische Urnen wie auch mehrere andere Formen von Töpfen, oft mit charakteristischen kleinen Henkeln versehen. Auch auf den andern Inseln zwischen Rhein und Maas kommen solche „Woerden“, welche also gewiß die großen Bauernhöfe der Batavenbevölkerung und der mit ihnen verwandten Stämme gewesen sind, vor, weiter läßt auch der Fund dieser

speziellen merkwürdigen Keramik auch an verschiedenen Stellen den Rhein hinab und bei und unter den jetzigen Dünen der holländischen Küste die Anwesenheit einer solchen germanischen Bevölkerung in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt erkennen ⁴⁾).

Besonders gut kennen wir diese merkwürdige Kultur aus den Terpen von Friesland und Groningen ⁴⁾²⁾. Es sind dies oft sehr große Hügel, welche sich aus der Ebene erheben und die sehr oft noch jetzt die Dörfer dieser Provinzen tragen. Diese Hügel, wie sie sich jetzt zeigen, haben sich aber erst im Laufe der letzten 2000 Jahren so gebildet. Denn es hat hier ursprünglich einfach auf dem Boden des Geländes selbst ohne jede künstliche Erhöhung eine friesische Bevölkerung gewohnt und ihre Viehzucht getrieben,

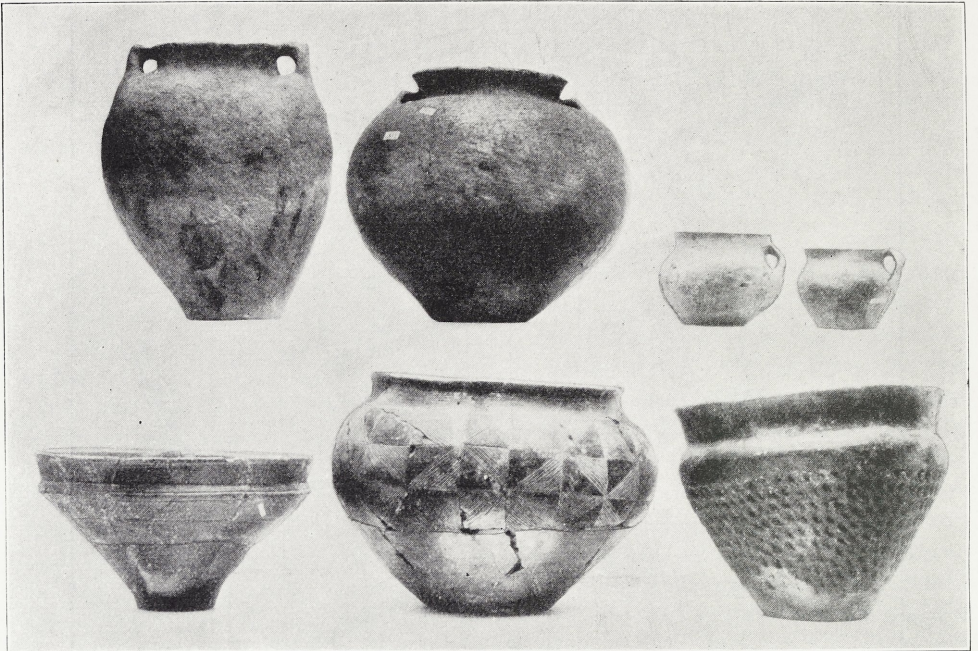


Abb. 11.

wahrscheinlich in genau derartigen Höfen, wie wir sie in der Betuwe beschrieben haben. Größere Untersuchungen stehen hier noch aus. An einigen Stellen hat aber schon Dr. van Giffen derartige Gebäudereste wiedergefunden und Wohnungen entweder mit Pfosten oder mit aus Plaggen gebauten Mauern aufgedeckt ²⁾. Allmählich scheinen im Laufe der Jahrhunderte diese Siedlungen mehr und mehr vom Wasser bedroht worden zu sein, weshalb man eine künstliche Erhöhung derselben vorgenommen hat. So lassen sich in den Hügeln mehrere Wohnflächen übereinander nachweisen und sind die vorangehenden Kulturreste jedesmal von einer Schicht aufgeworfener Erde bedeckt worden. Auch der Mist der Herden wurde oft zu diesem Zweck gebraucht. So bewahren uns die Terpen in Schichten übereinander die Kulturreste der verschiedenen Zeiten vom Anfang unserer Zeitrechnung bis in die karolingische Zeit, als zum letztenmal eine starke Erdschicht über das Ganze aufgeworfen wurde.

*

Massenhaft erscheinen hier die Knochen der Rinder, Schafe und andern Haustiere, oft auch zu verschiedenen Geräten zugeschnitten; Spinnwirtel aus Ton und Knochen, sog. Netzgewichte und Eisensachen verschiedener Zeiten lassen sich finden, und die friesische Keramik sehen wir hier in ihren charakteristischen Formen noch wohl bis in die karolingische Zeit fortleben. In den Formen der merkwürdigen Henkeltöpfe und andern Gefäße spürt man jedenfalls noch einigermaßen eine gewisse Entwicklung (Abb. 11)²¹). In den untersten Schichten trifft man besonders die zylindrischen La Tène-Töpfe an, von denen oben die Rede war; weiter finden sich auch Henkeltöpfe derselben Technik von mehr kugliger Form und mehr andere charakteristische Formen. Eine besondere Stelle nehmen die meist bauchigen Töpfe mit geometrischer Zeichnung, bisweilen auch mit Schachbrettmuster ein, deren Oberfläche schwarz und glatt poliert ist. Daneben treten andere geschwätzte Formen auf und vereinzelt kommen auch La Tène-Gefäße einer feineren Technik, wie man sie z. B. am Rhein findet, vor. Auch andere Gegenstände der La Tène-Kultur, wie z. B. Fibeln, selbst von einer sog. früheren La Tène-Stufe, lassen sich hier finden. Dennoch werden sogar die untersten Schichten der Terpen, in welchen man dies alles antrifft, durch einen oft ziemlich starken Import römischer Sachen, besonders aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert, datiert.

Wie gesagt, stimmen die Funde der batavischen „Woerden“, besonders die Keramik, vollkommen mit diesen ältesten friesischen überein. Ich bin also der Überzeugung¹⁷), daß die Friesen eine gleichartige Herkunft gehabt haben wie die Bataven, welche im ersten vorchristlichen Jahrhundert von den Römern als eine Art Grenzwehr von den Rheingegenden nach diesen für sie neuen Wohnplätzen übergesiedelt worden sind. Auch in der Literatur meine ich dafür die Beweise anzutreffen. Aber die Bataven haben wahrscheinlich ziemlich früh ihr Land verlassen und es haben sich also keine schützende Erdhügel über ihre Kulturreste ausgebreitet; in Friesland sehen wir diese Kultur wie gesagt bis in die karolingische Zeit fortleben. Daneben muß aber in den Terpen der sächsische Einfluß sehr stark gewesen sein, ja sogar sächsische Urnenfelder sind an mehreren Stellen in den Terpen gefunden worden. Auch die spätere sächsische Keramik, so wie wir dieselbe nachher in der späteren Hälfte des ersten Jahrtausends im Osten des Landes weit verbreitet antreffen, läßt sich hier überall in den Terpen nachweisen, ja es scheint dieselbe großen Einfluß auch auf die friesische ausgeübt zu haben²⁾²⁴).

Sächsische Urnenfelder aus dem 4. Jahrhundert ungefähr, so wie man dieselben in Norddeutschland findet, kommen bei uns übrigens verhältnismäßig selten vor, besonders in der Provinz Drente. Auch auf der Veluwe kennen wir eine derartige Urnenkultur und an der Rheinmündung bei Rijnsburg ist ein großes Gräberfeld aufgedeckt worden, dessen Inhalt zum Teil aus derartigen Urnen bestand²²) (Abb. 12). Diese Urnen zeigen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der angelsächsischen Keramik Englands. Die Meinung²³), daß die Eroberer Britanniens jedenfalls zum Teil von der Rheinmündung her herüber gekommen sind, erhält dadurch Bestätigung. Übrigens sehen wir hier, besonders in dem Gräberfeld von Rijnsburg an der Rheinmündung, diese sächsischen Überreste von den Massen merovingischer Kulturüberreste gleichsam überflutet.

Über diese Franken und ihre Siedelungen in unserm Lande will ich hier meine von der üblichen ziemlich abweichende Meinung, welche ich schon in einer ausführlichen Schrift vorgetragen habe, kurz wiederholen ²²⁾.

Die übliche Vorstellung der Entstehung des fränkischen Reiches aus der Eroberung des römischen Gallien durch einen Bund fränkischer Stämme, welche ursprünglich, jedenfalls teilweise, hier in unseren Gegenden gewohnt

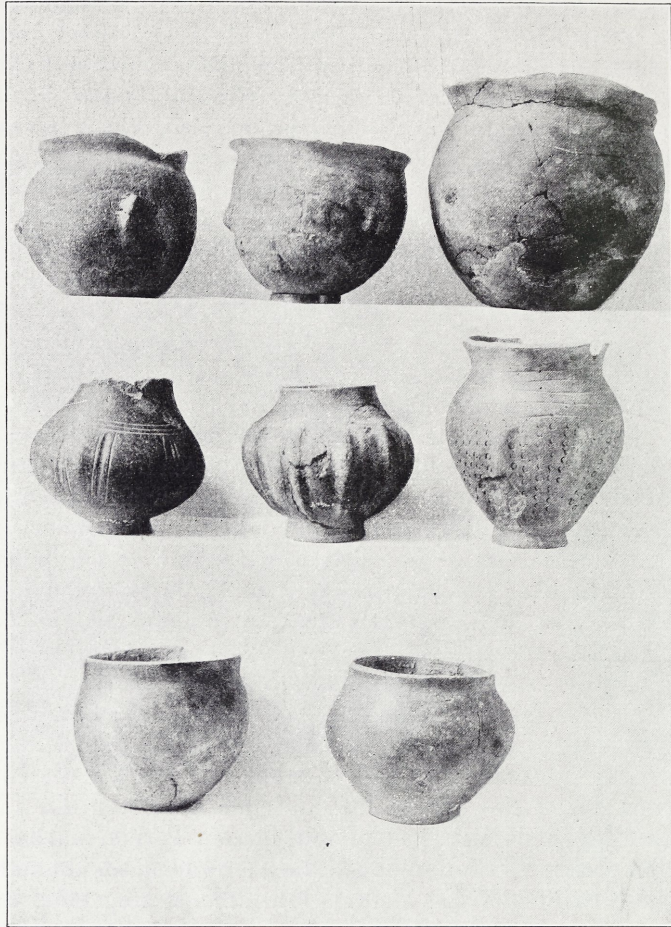


Abb. 12.

haben sollen, scheint mir vollkommen falsch zu sein. Die Entstehung des fränkischen Reiches in Süd-Belgien und Frankreich ist nicht die Folge einer „Aggressivpolitik“ von germanischen Völkern außerhalb jenes Gebietes, sondern ist im Lande selbst nur durch einen innerlichen Prozeß vor sich gegangen. Das beweist uns die fränkische Kultur selbst, welche sich aus der späten provinzial-römischen besonders unter gotischem Einfluß aus Süd-Rußland entwickelt hat, und also nur dort entstanden sein kann, wo tatsächlich die spät-römische Kultur geherrscht hat. In Holland und Nord-Belgien fehlen schon

vom 3. Jahrhundert ab fast alle römischen Überreste. Auch die Verbreitung der fränkischen Gräberfelder, welche fast ausschließlich südlich von der „frontière linguistique“, d. h. von der Grenzlinie der späteren Romanisierung vorkommen, beweist dasselbe. Ebenso weisen die literarischen Quellen darauf hin. Man hat die von den Schriftstellern erzählten lokalen Ereignisse, die privaten Streitigkeiten verschiedener Fürstchen unter sich, zu einem großen fränkischen Eroberungskrieg aufgeblasen. Wir sehen hier aber nur germanische Elemente, welche sich schon seit langem in der römischen Provinz niedergelassen hatten und als vollkommen romanisierte Barbaren sogar oft bei den Römern selbst zu großem Ansehen und hohen Ämtern gekommen waren (vgl. hierüber auch Fustel de Coulanges, *Hist. d. Instit. pol. de l'ancienne France*). Daß es unter diesen Elementen auch manche früheren Einwohner unserer Gegenden gegeben hat, daß es z. B. den fast vollkommen romanisierten Bataven, als die Römer aus diesen Ländern fortzogen, auf ihrer ungeschützten Insel ungemütlich geworden sein muß und sie ihren abziehenden Brüdern gefolgt sind, scheint allerdings sehr wahrscheinlich; ja von andern friedlichen Bewohnern unserer Länder wird es uns von römischen Schriftstellern sogar ausdrücklich erzählt, daß sie von späteren römischen Kaisern neue Wohnplätze innerhalb des damaligen Römerreiches erhielten. Die „*lex Salica*“ selbst weist als eigentlich fränkisches Gebiet, nach Waitz' eigener Deutung dieser Stelle (W., „*Das Recht der Sal. Fr.*“ S. 46), das Land zwischen Kohlenwald und Loire nach; aber um dennoch an der üblichen Vorstellung festhalten zu können, muß Waitz so weit gehen, daß er den Namen Liger nicht als Loire, sondern als Leie übersetzt, obwohl er selbst zugibt, daß diese eigentlich Legia heißt.

In dieser Weise versteht es sich also, daß sich in Holland keine eigentliche frühe fränkische Kultur finden läßt. Die ältesten Erscheinungen dieser Kultur in unserm Lande, aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts, sind einige Gräber bei Loenen auf der Veluwe (jetzt im Leidener Museum), in welchen fränkische Sachen mit einheimischen sich zusammenfanden, genau wie z. B. bei den bekannten Thüringer Funden von Weimar usw. Offenbar sehen wir hier fremde, südliche Elemente eingedrungen in eine einheimische Bevölkerung. Auch noch an ein paar andern Stellen der Veluwe kommen derartige, etwas spätere, fränkische Funde aus dem 6. Jahrhundert vor.

Von besonderem Interesse scheint mir in dieser Hinsicht die von mir im vergangenen Sommer vorgenommene Ausgrabung eines Gräberfeldes bei Putten (vgl. *Oudheidk. Mededeeling. v. 's R. M. v. O. VI*). Hier lag ein in gewöhnlicher einheimischer Weise angelegtes Urnenfeld, dessen Hügel noch wie gewöhnlich von kreisrunden Holzwänden umgeben gewesen sind, eine herkömmliche heidnische Anlage also; aber als Brandurnen waren hier Töpfe merovingischer Keramik des späten 6. oder frühen 7. Jahrhunderts benutzt. Plötzlich zeigen sich aber neben den Brandgräbern Leichengräber. Auch bei diesen waren erst noch die Grabstellen in der alten Weise von Holzwänden umgeben, aber bald verschwanden diese, so daß nur einfache Gräber auftreten mit sehr spärlichen Beigaben, weitaus die meisten sogar ohne jede Beifunde, ein einziges enthielt ein kleines christliches Kreuzchen. Eine stark von der merovingischen Kultur beeinflusste Bevölkerung im 6. Jahrhundert scheint

hier also erst später zum Christentum bekehrt. Dann aber hörte auch bald der fränkische Einfluß ganz auf; denn wo später noch vereinzelt ein Gefäß dem begrabenen Toten mitgegeben worden ist, ist dies im Gegensatz zu den vorhergehenden Brandurnen ausschließlich von sächsischer Keramik.

Auch in Friesland kennt man, wie gesagt, einen derartigen fränkischen Einfluß: merovingische Urnen sind in mehreren Terpen gefunden worden.

Übrigens findet man bei uns richtige merovingische Niederlassungen, genau wie die früheren römischen, besonders an den großen Flüssen. Von der Rheinmündung war schon die Rede, wo bei Rijnsburg und Katwijk große fränkische Gräberfelder aufgedeckt worden sind²²), etwa aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, also aus der Zeit des Königs Theudebert. So verstehen wir dann auch, wie dieser König dem Kaiser Justinianus schreiben konnte, er habe über die Sachsen gesiegt und seine Herrschaft bis zum Meer ausgedehnt. Auch an andern Stellen am Rhein sind solche merovingische Gräberfelder bekannt geworden, ebenso wie an mehreren Orten am Maasufer. Merkwürdig ist der Unterschied zwischen Maas- und Rheingegend. Findet man an der Maas besonders fränkische Sachen aus dem späteren 7. Jahrhundert und noch später, so scheinen am Rhein die uns bekannten merovingischen Funde im Anfang des 7. Jahrhunderts ganz aufzuhören. Es scheint also diese merovingische Herrschaft hier nur von der ersten Hälfte des 6. (Theudebert) bis zur ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts gedauert zu haben. Vollkommen stimmen hierzu die Tatsachen, daß auch in Utrecht, nahe beim alten römischen Vechten, offenbar zu dieser Zeit ein merovingisches Castellum sogar mit einer kleinen Kirche gebaut worden ist, daß Chlotarius und Theudebert die ersten fränkischen Könige sind, welche hier von den Urkunden genannt werden (Müller Oudste Cartularium S. 9) und daß etwa ein Jahrhundert später Dagoberth genötigt ist, das von den Friesen verwüstete Castellum wieder aufzubauen und schließlich die ganze Niederlassung in Utrecht mit ihrer Kirche aufzugeben (vgl. Bonifacius' Brief Mon. Germ. Epp. III 395). Es bedeutet also das Auftreten der merovingischen Franken in unserem Lande nur eine vorübergehende fremde Herrschaft, genau wie früher die der Römer, welche im Anfang des 6. Jahrhunderts, offenbar nur die Beherrschung der Wasserwege bezweckend, anfängt, um ein Jahrhundert später wieder aufgegeben zu werden. Dann gehörte das ganze freie Gebiet, insoweit es bewohnt gewesen ist, wiederum den Friesen und andern einheimischen Stämmen, wie Willebrordus sie hier bei seiner Ankunft fand (nach Beda und Alcuin); Fresia heißt es und der südliche Teil desselben wird „Fresia citerior“, d. h. das linksrheinische Friesland genannt.

Erst ganz am Ende des 7. Jahrhunderts ist das Land endgültig der fränkischen Herrschaft unterworfen worden, erst als Pipin durch die Schlacht bei Dorestad und die darauf folgenden Eroberungen (Ann. Mett. 689) Fresia citerior dem Reiche einverleibt hatte und nachher sein Nachfolger das übrige Friesland der fränkischen Herrschaft unterwarf.

Funde aus karolingischer Zeit sind in unserem Lande dann auch ziemlich viele bekannt, besonders in der Gegend der Dünen von Holland und Zeeland. Hier müssen noch in ganz später Zeit tiefwirkende Naturereignisse stattgefunden haben. In seinen hochinteressanten „Duinstudies“ hat der Geologe

Dr. Tesch²⁵⁾ klarzumachen versucht, wie diese Gegenden gewiß noch zu römischer Zeit und noch später ein ganz anderes Ansehen gehabt haben wie jetzt. Infolge des Durchbruches der See-Enge von Calais muß sich von dort aus bis zum nördlichen Punkte von Holland in prähistorischer Zeit eine große Sandfläche gebildet haben, worauf dann erst in einer viel späteren Periode durch die Wirkung des Meeres und vom Winde herübergeweht unsere jetzige Dünenlandschaft entstanden ist. Wann das geschehen ist, darüber können uns nur die archäologische Funde belehren. Mehrere Zufallsfunde setzen uns in den Stand, zu beweisen, daß jene ältere Dünenlandschaft nicht vor der karolingischen Zeit in dieser Weise von diesen neuen Sandmassen bedeckt worden ist. Bei Burgh auf der Zeeländischen Insel Schouwen, wo noch jetzt im unbepflanzten Dünengebiet kolossale Sandmassen vom Winde bewegt

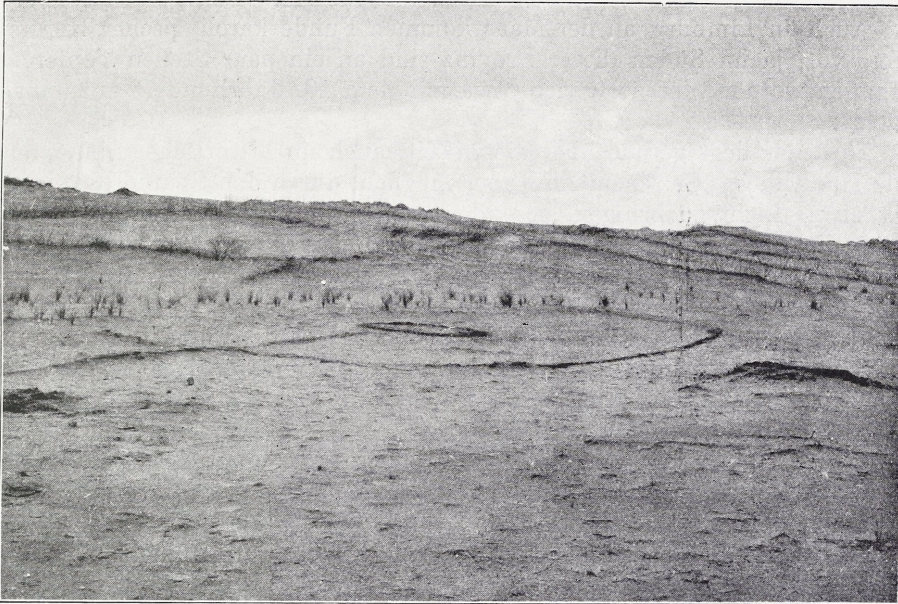


Abb. 13.

werden, hat sich das in besonders schlagender Weise gezeigt. Hier hat Hubregtse²⁶⁾ seine überaus wichtigen Beobachtungen schon viele Jahre lang fortgesetzt und ist es ihm gelungen, unter den vom Winde fortgewehten Sandhügeln viele Überreste von viereckigen Häusern festzustellen (Abb. 13) und allerhand Kulturreste zu sammeln, welche gewiß noch tief in die karolingische Zeit hineinreichen. Am Strande von Domburg liegt ebenfalls eine von den Meereswogen ganz zerstörte karolingische Nekropole²⁷⁾. In der Provinz Holland, wo die späteren Hügel an ihrem Platz geblieben sind, haben nur zufällige Grabungen bisweilen noch karolingische Scherben zutage gebracht und besonders in Katwijk lassen mehrere Funde auf die Anwesenheit einer karolingischen Siedelung schließen. Hier sei auch die alte christliche Kirche von St. Albertus, dem Genossen des Willebrordus, erwähnt, deren Fundamente ich bei Egmond am Fuße der Dünen aufgedeckt habe, an einer Stelle, wo

noch ein St. Albertusbrunnen — nach der Überlieferung auf dem Grabe des Heiligen entstanden — von den Gläubigen verehrt wird²⁸). Es ergab sich, daß dieser Brunnen gerade in der Apsis der schon lang vergessenen Kirche lag. Die Überlieferung der Chroniken und Heiligenleben findet also in diesem Fund eine merkwürdige Bestätigung.

Karolingische Überreste findet man weiter auch häufig in den oberen Schichten der friesischen Terpen. Besonders zu erwähnen ist das sehr charakteristische von Dr. van Giffen ausgegrabene Gräberfeld von Godlinze²⁴), wo sich neben friesischen und sächsischen Gefäßen auch die typische ungefähr kugelförmige gelbe Keramik der früheren karolingischen Zeit fand und das von seinem Entdecker dann auch mit Recht von etwa 625 bis 825 datiert wird; unsren späteren Erfahrungen nach dürfte letztere Zahl etwas zu hoch sein.

Auch in Limburg an der Maas kommen Funde karolingischer Keramik öfters vor, ja im Süden dieser Provinz sind an ein paar Stellen Töpferöfen gefunden worden, deren Betrieb etwa mit dem 10. Jahrhundert anzufangen scheint.

Übrigens liegt gerade über dieser Zeit, auch im historischen Sinne, noch tiefe Dunkelheit. Es scheint mir aber möglich, durch den Spaten hier jedenfalls etwas Licht zu bringen, besonders weil ein glücklicher Zufall den Ort, der zweifelsohne zu dieser Zeit in den Niederlanden die allergrößte Bedeutung gehabt hat, das alte Dorestad bei Wijk bij Duurstede, noch fast ganz zugänglich bewahrt hat. Von meinen Ausgrabungen von Dorestad will ich also in einem speziellen Abschnitt ausführlicher berichten, zumal weil sie sich deutschen Untersuchungen der letzten Zeit in merkwürdiger Weise anzuschließen scheinen und denselben vielleicht eine wichtige Stütze zu verleihen imstande sein dürften.

Daß auch die friesische Kultur, obwohl stark von andern beeinflußt, bis in die karolingische Zeit noch ein selbständiges Leben geführt hat, haben wir schon oben gesehen.

Bis tief in diese Zeit, ja noch bis ins frühe Mittelalter hinein, hat ebenfalls noch die merkwürdige primitive Kultur fortgelebt, welche wir im Osten des Landes den sächsischen Elementen der Bevölkerung zuzuschreiben haben.

An verschiedenen Stellen findet man dort in den Mooren Anhäufungen von Kulturresten, besonders von einer speziellen sehr groben und primitiven, aber dennoch hart gebrannten kugelförmigen Keramik mit profilierten Rändern, welche durch Beifunde, sogar von Keramik des Pingsdorfer Typus, noch in diese späte Zeit datiert wird. Offenbar hat also hier eine noch sehr ärmliche Bevölkerung ihre Wohnplätze gehabt²⁾. Die Ähnlichkeit dieser Keramik mit der der späteren sächsischen Gräberfelder, welche auch mehr und mehr kugelige Formen annimmt, ist auffallend. Auch sonst finden wir derartige keramische Erzeugnisse häufig im Osten des Landes verbreitet.

Dann aber kennt man bei uns auch sächsische Burgen²⁹) des bekannten kleinen Typus (vgl. Schuchhardts Atlas vorgesch. Befest.), von denen wir mehrere untersucht haben. Die „Hunnenschans“ am Uddelermeer, ein Gegenstück zur berühmten Pipinsburg in Deutschland, habe ich schon vor vielen Jahren ausgegraben³⁰) und sie ist auch durch Schuchhardts Publikationen

schon mehr allgemein bekannt geworden. Eine zweite sächsische Burg erkannten wir in der Hunenborg ²⁹⁾ im Osten von Overijssel; auch diese wurde schon vor langem von mir ausgegraben. Merkwürdig war hier besonders ein steinerner Wohnturm innerhalb der sonst vollkommen sächsischen Anlage. Eine sächsische Grafenburg aus dem 10. Jahrhundert u. fg., in der ich die Burg des berühmten Paares Balderik und Adela, aus Alpertus Mettensis Erzählungen wohl bekannt, zu erkennen glaube, untersuchte ich auf Montferland ²⁹⁾ in der Nähe von Emmerich, und schließlich läßt schon die äußere Erscheinung von zwei Ringwällen bei Oosterbeek und bei der Grebbe (Provinz Utrecht) ebenfalls in denselben derartige sächsische Burgen erkennen. Das sächsische Element unserer Bevölkerung muß also wohl sehr stark verbreitet gewesen sein, viel weiter als man es sich früher zu denken pflegte. Während in anderen Gegenden des Landes offenbar unter fremdem Einfluß schon lange viel höher entwickelte Zustände eingetreten waren, hat offenbar diese einheimische Bevölkerung noch sehr lange eine Kultur besessen, welche sich von der einer ärmlichen prähistorischen Bevölkerung noch nicht weit entfernt hatte.

II. Dorestad.

Weithin der wichtigste und bekannteste Ort der Niederlande in karolingischer Zeit ist zweifellos Dorestad gewesen, das mächtige „emporium“, der „vicus nomatissimus“, wie es in den Chroniken öfters genannt wird ³⁾. Nach ihrer Unterwerfung durch die ersten karolingischen Fürsten treten fast überall in der Welt Friesen als Kaufleute auf; sie befahren alle Ströme und lassen sich in den bekanntesten Handelsorten als Kaufleute nieder (vgl. Poelman, Handel von N. Nederl.). Daß also auch in ihrem eigenen Lande im 8. Jahrhundert ein Marktort größter Bedeutung in der damaligen Welt entstanden ist, braucht uns nicht zu wundern. Die wenigen Berichte unserer frühesten Urkunden und Chroniken sprechen uns auch von der Größe von Dorestad mit seinen vielen Kirchen, wo sich Kaufleute, gewiß auch fremder Nationalität, an dem Ufer des Rheines niedergelassen hatten, wo königliche Beamte die Steuer einnahmen, wo auch die bekannten Münzen des 9. Jahrhunderts geschlagen sind und das in den Wikingerzeiten mehr als jeder andere Ort unter den nordischen Räufern zu leiden, ja sogar im 9. Jahrhundert längere Zeit eine fremde Wikingerherrschaft zu dulden gehabt hat.

Um so merkwürdiger ist es, daß uns von dieser so mächtigen Handels-siedelung selbst eigentlich nichts bekannt ist, daß die literarische Überlieferung uns fast jede Kenntnis derselben versagt, so daß wir in der modernen historischen Literatur bisweilen höchst seltsame Vorstellungen davon zu lesen bekommen, wobei selbst die wenigen, aber sehr wichtigen Angaben, welche unser Vorgänger Dr. Janssen vor etwa 80 Jahren schon den damaligen Funden bei Wijk bij Duurstede mit großem Scharfsinn hat entnehmen können, vollkommen vernachlässigt werden.

Schon vor zwei Jahren habe ich in den Oudheidkundige Mededeelingen ³¹⁾ ausführlich sowohl von diesen früheren Untersuchungen Janssens, als von dem damaligen Stand meiner eigenen Ausgrabungen, welche ich hier vor 7 Jahren angefangen und bis jetzt jeden Sommer fortgesetzt habe, berichtet. Erwähnt wurde, wie in den Äckern, nördlich der heutigen Stadt Wijk bij

Duurstede, vor etwa 80 Jahren große Massen von Tierknochen ausgegraben wurden. (Im Winter von 1843 sollen in dieser Weise 9700 hl Knochen gefunden und verkauft worden sein.) Zahlreiche Funde von karolingischen Sachen wurden dabei gemacht und veranlaßten 1845 Janssen zu seinen Ausgrabungen, welche ebenfalls eine reiche Ernte derartiger Gegenstände geliefert haben.

Der Plan, welchen ich schon meinen damaligen Ausführungen beifügen konnte und der hier in Abb. 14 wiederholt wird, läßt erkennen, wie von der nördlichen Seite der heutigen Stadt zwei Wege nach Norden laufen, die jetzige Landstraße, der „Cothensche grintweg“, und parallel mit dieser ein kleiner Landweg, die „Hoogstraat“. Es war auf beiden Seiten dieser „Hoogstraat“, wo hauptsächlich die Knochenmassen gefunden wurden, und zwar in einer merkwürdig schwarzen Erde, deren Farbe nur von einer durch Feuersbrunst vernichteten Niederlassung herrühren kann. Der Plan zeigt auch die heutige Katastereinteilung; die eingeschriebenen Nummern der verschiedenen Parzellen werden auch im Folgenden zur Zitierung benutzt. So sieht man am Westrande der Parzellen 45/53, 524 und 58, etwa 80 m östlich von der „Hoogstraat“ und mit dieser parallel laufend den merkwürdigen doppelten Palisadengraben eingetragen, dessen Überreste schon bei unserer ersten Ausgrabung gefunden wurden. In diesem Graben hatten offenbar zwei Pfostenreihen einer gegen $1\frac{1}{2}$ m starken Flechtmauer gestanden; an einigen Stellen wurden sogar noch die Spitzen der hölzernen Pfosten unversehrt angetroffen und selbst auch von dem Geflecht aus Reißholz, welches die Pfosten verbunden hatte, ließen sich hin und wieder die winzigen Überreste nachweisen. Der Zwischenraum zwischen den beiden Fronten war gewiß mit Erde angefüllt gewesen.

Wir hatten hier also die Überreste einer Flechtmauer, welche gegen Osten die eine Seite der Niederlassung begrenzte. Die merkwürdige dunkle Farbe der Erdoberfläche, welche, wie gesagt, die Anwesenheit einer durch Feuer zerstörten Siedlung bezeugte, geht dann auch gerade östlich von den Bodenspuren dieser Mauer allmählich in das Braun des natürlichen Lehmbodens über. Zufälligerweise waren wir hier auch schon auf eine Toranlage gestoßen. Die in Parzelle 524 von Norden kommende Mauer bog nämlich plötzlich nach Osten in einem rechten Winkel um, lief in dieser Richtung noch etwa 10 m weiter und hörte dann plötzlich auf, um einen Durchgang von 2 m frei zu lassen. Nach dieser Unterbrechung fing sie wieder an, um dann mit einer Biegung nach Süden noch etwa 75 m in der ursprünglichen Richtung weiterzulaufen. Wie die Mauer dann wieder plötzlich rechtwinklig umbog, und wie sich unter derselben und gerade unter den Spuren der Toranlage noch die Reste einer früheren Periode gefunden haben, werden wir nachher sehen.

Beim Verfolgen dieses soweit festgestellten Mauerverlaufes wurde ich schon auf eine sehr merkwürdige Tatsache aufmerksam, welche auch nachher immer wieder Bestätigung fand, und die, einmal erkannt, der weiteren Arbeit in hohem Maße förderlich gewesen ist. Wie es unser Plan deutlich erkennen läßt, folgen nämlich die Grenzen der heutigen Katastereinteilung hier noch genau dem Verlauf unserer alten Mauer. Offenbar ist dieselbe auch nach ihrem Verfall beim Zugrundegehen der ganzen Niederlassung noch lange ein

so bedeutendes Gelände Hindernis geblieben, daß sich sogar noch die spätere Ackerverteilung ihrem Verlauf angepaßt hat. Es kam also bei uns die Vermutung auf, diese Katastereinteilung dürfe uns auch weiterhin vielleicht beim Aufsuchen der Grenzen der Siedelung als Führer dienen. Die jetzt gefundene östliche Flechtmauer nach Norden und Süden weiter zu verfolgen war uns vorläufig wegen der Ackerbestellung und der Anwesenheit von Obstgärten unmöglich. Die erste Frage war also, wo wir die westliche Begrenzung der Niederlassung zu suchen hätten. Bei der Betrachtung unseres Planes muß es jedem auffallen, wie die „Hoogstraat“, dieser merkwürdige und wahrscheinlich ebenfalls schon alte Landweg, auf dessen beiden Seiten hauptsächlich die früheren Funde gemacht wurden, sozusagen das Rückgrat eines langgestreckten Grundstückes bildet, welches einerseits im Osten von unseren Mauerüberresten, andererseits im Westen von der genau ebenso weit wie diese von ihr entfernten Landstraße nach Cothen, welche gerade wie jene Mauer mit der „Hoogstraat“ parallel läuft, begrenzt wird. War möglicherweise diese „Hoogstraat“ als der Rest der alten Hauptstraße der Niederlassung zu betrachten? Dann hätten wir vielleicht am Rande dieser Landstraße nach Cothen die Überreste einer westlichen Grenzmauer zu erwarten. Wirklich kam nun an dieser Landstraße entlang über eine Strecke von mehr als 650 m in vielen Schnitten ein ähnlicher doppelter Palisadengraben zum Vorschein, wie wir ihn oben beschrieben haben. Auf unserem Plan Abb. 14 konnte er nur soweit eingetragen werden als wir ihn bis 1923 gefunden hatten; später haben wir aber, dem Verlauf der Landstraße folgend, den Spuren dieser Mauer noch viel weiter nach Süden bis zur südlichen Grenze des Grundstückes 304 nachgehen können; von hier ab verhinderten die Häuser am Rande der jetzigen Stadt weitere Grabungen.

Der südliche Teil der „Hoogstraat“ und somit auch der ganzen alten Siedlung, welche sich also auf ihren beiden Seiten ausgedehnt hatte, nähert sich allmählich dem „Krummen Rhein“, d. h. dem winzigen Kanal, welcher jetzt noch diesen Namen führt. Auch hier bot sich nun noch einmal die Gelegenheit, an einigen Stellen die östliche Mauer wieder aufzusuchen und wo diese sich also knapp am Flußufer erwarten ließ, gleichzeitig das alte Flußbett aufzudecken. Die Resultate der Ausgrabung an diesen Stellen haben sich meines Erachtens als dermaßen wichtig erwiesen, daß wir diese hier etwas eingehender besprechen wollen. Die Stelle dieser Grabung liegt in Parzelle 80 (Abb. 14, vgl. auch den Plan Abb. 17 bei g). Auf dem Detailplan Abb. 15 sind die zwei ungefähr parallelen großen Schnitte dargestellt, welche wir hier von der „Hoogstraat“ bis zum heutigen schmalen Rheinbett gezogen haben. Sehr deutlich zeichnete sich im Schnitt A ungefähr in seiner Mitte wiederum der doppelte Palisadengraben unserer Flechtmauer ab. Nur weichen hier die beiden Spitzen des Grabens, d. h. also die Vorderfront und die hintere Front der Flechtmauer, etwas weiter auseinander wie gewöhnlich; die Mauer war also an dieser Stelle etwas dicker gewesen. Die Erklärung dieser Unregelmäßigkeit fand sich nebenan in dem zweiten Schnitt B (vgl. den Plan), wo ebenfalls die beiden Spitzen des Palisadengrabens zum Vorschein kamen, aber in noch weiterer Entfernung voneinander, um dann plötzlich beide aufzuhören und erst nach einer Unterbrechung von etwa 1 m wieder anzufangen, aber so, daß nun der vordere Graben in schräger Richtung auf den hinteren

zulief. In einem dritten kleinen Schnitt C, wieder nördlich von B, zeigten beide Spitzen des Grabens sich wieder parallel und miteinander vereint, das gewöhnliche Bild des doppelten Palisadengrabens, wie wir es überall angetroffen hatten. Offenbar hatten wir hier also gerade die Stelle eines schmalen

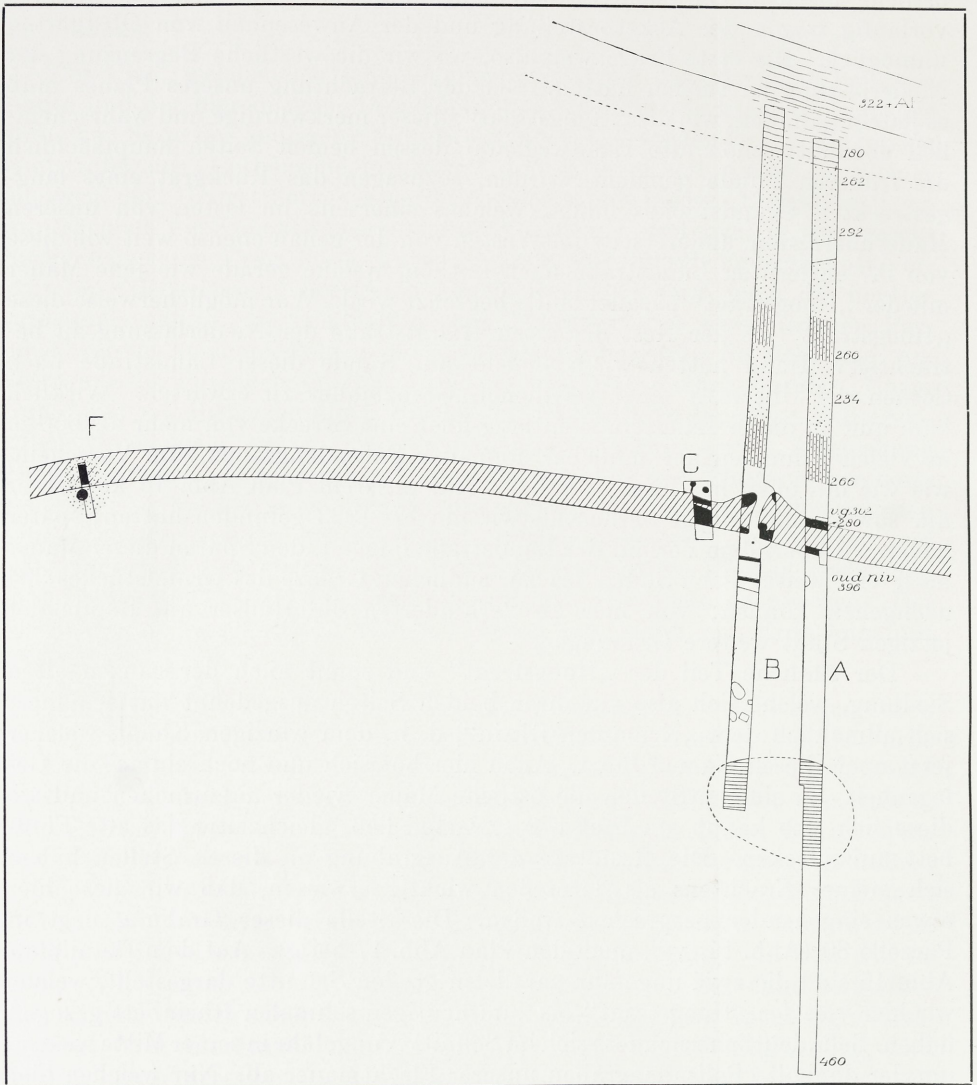


Abb. 15. Maßstab 1 : 800.

Durchganges durch die Mauer getroffen, deren beide Enden sich zu einer Art einfacher Bastion verdickten. Zu diesem Bastionsbau gehörten auch noch ein paar Pfosten, deren Pfostenlöcher sich im Boden abzeichneten (vgl. den Plan Abb. 15).

Es hatte sich hier also wiederum, immer noch mit der „Hoogstraat“ parallel, die Ostmauer der Siedlung finden lassen; auch etwa 75 m nörd-



Abb. 14. Maßstab etwa 1 : 5000.

licher, gerade in der Nordostecke der Katasterparzelle 77, konnte dieselbe noch einmal aufgedeckt werden (bei F auf dem Plan Abb. 15, vgl. Abb. 17 f). Auch hier folgt noch immer die heutige Katastergrenze dem Verlauf der alten Mauer.

Unmittelbar östlich von den Spuren der Flechtmauer sehen wir in unserem Schnitt A (vgl. den Plan Abb. 15 und besonders die Durchschnittszeichnung, Abb. 16, mit den dabei angegebenen Höhenzahlen über Amsterdamer Pegel) den Lehm Boden aufhören; es fängt ein grober Flußsand an, den wir von hier bis zum jetzigen Rheinbett, immer nur von einer dicken Schicht späterer Kulturerde bedeckt, verfolgen können. Im Schnitt B zeigte sich genau dasselbe Bild. Dieser Sand senkte sich erst vom Fuße der Mauer bis zu einer gewissen Tiefe, dann erhob er sich wieder, bildete dem jetzigen Rheinlaufe parallel einen Sandrücken, um nachher, schon in einer Entfernung von etwa 8 m vom Rande des heutigen, nur 6 m breiten Rheinkanals, das Ufer eines viel breiteren tiefen Wasserbettes zu bilden und sich dann tief unter dem Wasserstand des heutigen Kanales unseren weiteren Nachspürungen zu entziehen. Ohne allen Zweifel hatten wir hier also direkt außerhalb unserer Mauer das breite schiffbare Bett eines mächtigen Flusses gefunden, dessen Boden von dem Flußsand gebildet wurde und von dem der jetzige Kanal nur noch der geringe Überrest ist, nachdem es fast ganz von Menschenhand mit späterer Kulturerde zugeschüttet war. Hier am Rande des Lehmes hat also unsere Flechtmauer gestanden, deren Pfosten mehr als 1 m unter der alten, im Durchschnitt gut erkennbaren Oberfläche in den Boden eingegraben waren, und die also selbst gewiß mehr als 2 m hoch gewesen sein muß (Abb. 16), hoch über dem strömenden schiffbaren Fluß, von dem sie nur durch eine Sandbank am Rande desselben getrennt war. Auch wenn beim hohen Wasserstande der Fluß aus seinem schiffbaren Bett getreten war und vielleicht sogar die Sandbank überdeckt hatte, so muß doch diese Flechtmauer, deren Höhe die des Scheitels dieser Bank um mehr als 3 m übertraf, noch ein sicherer Schutz gegen das Wasser gewesen sein. Es scheint also sicher, daß unsere Mauer von Holz und Erde, sowie wir dieselbe um unsere ganze Niederlassung herum gefunden haben, in erster Linie dazu gedient hat, dieselbe gegen Wassergefahr zu schützen.

Auch bei F auf unserem Plan (Abb. 15) und auf der Karte Abb. 17 lief die Mauer noch gerade am Rande des Flußufers. Das Flußbett muß aber auch noch weiter nördlich, ungefähr in derselben Richtung, etwa der jetzigen

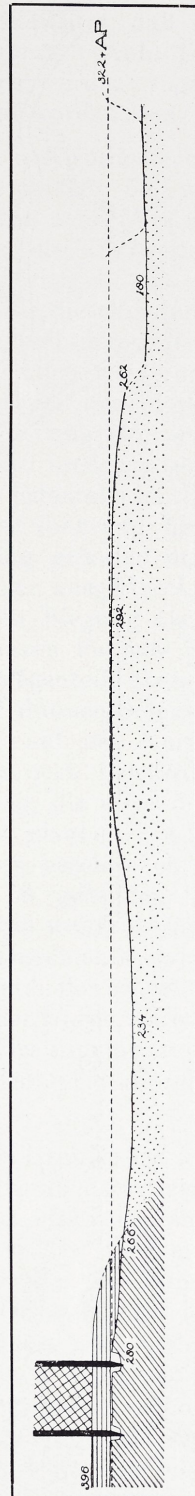


Abb. 16. Maßstab 1 : 300.

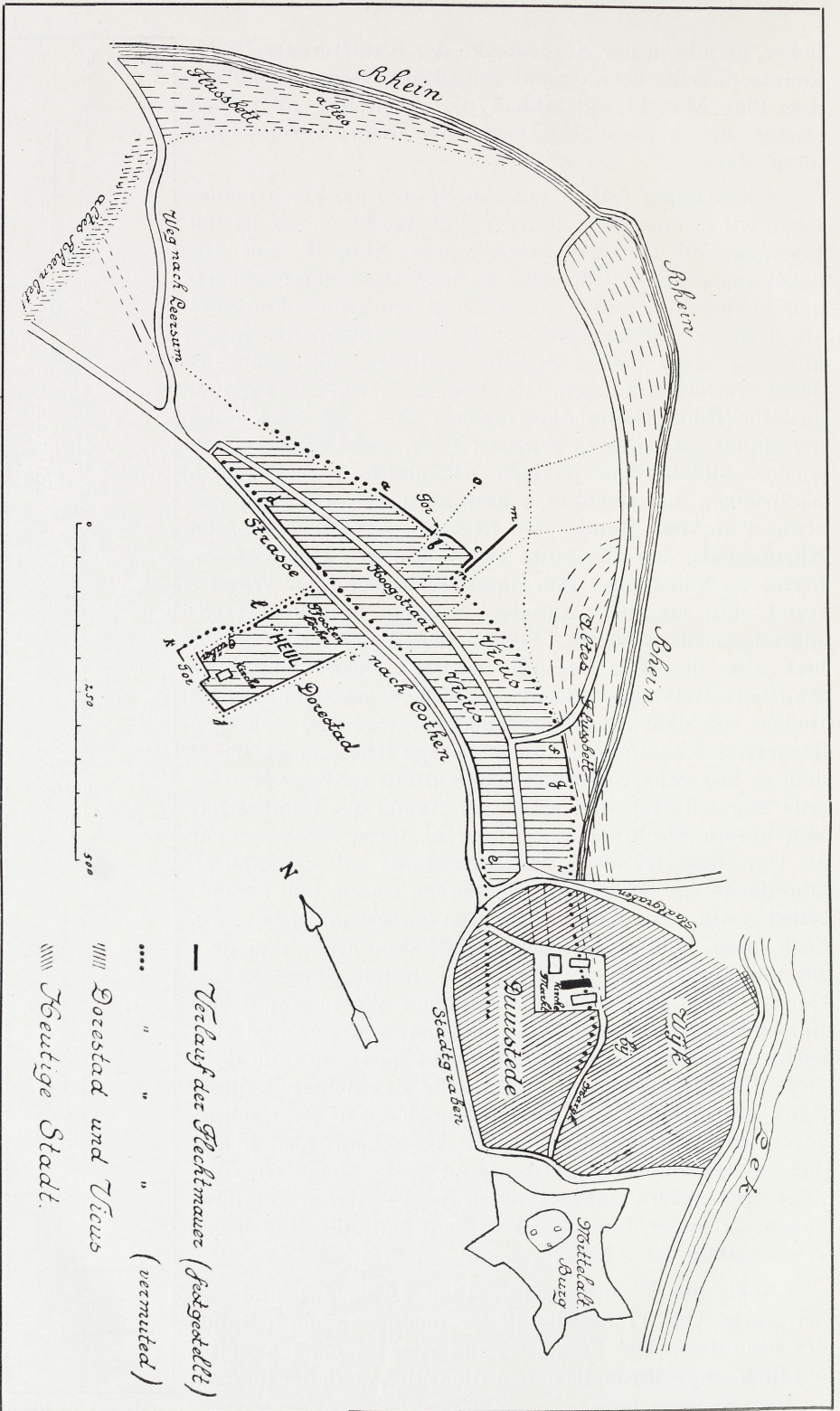


Abb. 17. Maßstab 1 : 10 000.

„Hoogstraat“ parallel durchgelaufen sein. Denn Janssen berichtet, daß in der Katasterparzelle 207, d. h. im Grundstück „Bickelenburg“ (Abb. 14) bald unter der Kulturschicht Flußsand und Steine gefunden wurden; sogar soll hier vor vielen Jahren ein hölzernes Schiff ausgegraben worden sein.

Es liegen noch etwa 270 m zwischen dem Punkt F in der Nordostecke der Katasterparzelle 77 und dem Südrande der Katasterparzelle 58, wo wir die Bodenspuren unserer Mauer einen rechten Winkel nach Westen machen sahen (Abb. 17 bei n), ohne daß es möglich war, dieselbe weiter zu verfolgen. Wir können aber von vornherein sagen, daß sich die Mauer hier bald wieder nach Süden umgebogen haben muß, weil wir dieselbe doch in Parzelle 77 wiederum mit der „Hoogstraat“ parallel laufend angetroffen haben. Die Stelle dieser Umbiegung wird uns wahrscheinlich wiederum von der Katastereinteilung angedeutet, denn wie wäre sonst der merkwürdige rechte Winkel in der Nordgrenze der Parzelle 64, ungefähr auf zwei Drittel ihrer Länge, zu erklären? Wir scheinen uns also unsere Mauer von Parzelle 77 bis zu diesem Punkte ergänzen zu dürfen; jedenfalls ist die Mauer von der Nordostecke von Parzelle 77 in nördlicher Richtung hin, noch eine ziemlich lange Strecke an dem Flußbett entlang gelaufen und hat also die Siedelung sich hier direkt am Ufer des Rheines ausgestreckt. Dann aber muß sie den Fluß, der bald mit einer scharfen Biegung nach Osten abgebogen sein muß, verlassen haben. In der ganzen Parzelle 58 ist sein Bett nicht mehr zu finden und zeigt sich im Gegenteil überall der gewöhnliche reine Lehmboden, nur von einer ziemlich dünnen Schicht Ackererde bedeckt, deren Niveau sich sogar, wie es die auf der Karte Abb. 14 vermerkten Höhenzahlen angeben, dem Osten zu noch beträchtlich erhöht. In der Anwesenheit dieser scharfen Flußbiegung, die etwa der Westgrenze der Parzelle 207 gleichlaufend gewesen sein muß, glaube ich nun auch die Erklärung des merkwürdigen Verlaufes unserer oben beschriebenen Mauerüberreste, der rechtwinkligen Umbiegung in Parzelle 58, gefunden zu haben. Es scheint nämlich die Niederlassung hier, wo der Fluß weiter östlich abbog, ein wenig nach Osten vorgespungen zu sein. Dem dadurch entstandenen rechten Winkel im Mauerverlauf, welcher natürlich, gerade der scharfen Rheinbiegung gegenüber, besonders von dem Wasser gefährdet wurde, wurde dann noch eine zweite genau in derselben Weise gebaute Flechtmauer zum Schutz vorgelagert, deren Spuren gerade neben diesem Winkel am Südrande der Parzelle 58 festgestellt wurden.

Weiter haben wir schon gesehen, wie in dieser Gegend, im Grundstück 58, die Gräben unserer Doppelpalisade die Überreste einer früheren derartigen Anlage durchschneiden. In einer vorangehenden Periode lief hier, ungefähr auf der Mitte von Parzelle 58, eine ähnliche Flechtmauer in der Richtung W.-O., und auch die Reste einer älteren karolingischen Hütte und eines älteren Abwassergrabens werden von der Mauer unserer Niederlassung durchschnitten. Schon ehe letztere Mauer gebaut wurde, hat hier also eine Siedelung gelegen und die genannte frühere Flechtmauer hat auch diese schon gegen das etwa von Süden her, d. h. aus der Rheinbiegung, aufdrängende Wasser geschützt. Daß dies wirklich der Zweck dieser Mauer gewesen sei, wurde uns durch einen sehr merkwürdigen Fund klar vor Augen gestellt.

Über eine gewisse Strecke, etwa in der Mitte der Mauer, fand sich nämlich an deren Südseite in einer Höhe von 3,48 A.P., d. h. (vgl. die Höhenzahlen auf der Durchschnittszeichnung Abb. 16) also etwa in der Höhe der damaligen Oberfläche, eine dicke Schicht Muscheln, die hier offenbar vom Hochwasser gegen die Mauer angespült worden sind.

Es wird dadurch festgestellt, daß in einer früheren Periode der karolingischen Zeit in dieser Umgebung schon eine zwar viel kleinere Siedelung bestanden hat, die schon einigermaßen gegen das Wasser geschützt war, ehe hier die auf beiden Seiten der „Hoogstraat“ sich erstreckende, von der überall ringsum von uns wiedergefundenen Flechtmauer gesicherte Niederlassung, entstand.

Letztere hat sich in einer Breite von etwa 130—160 m jedenfalls über mehr als 600 m Länge, an der jetzigen Cothener Landstraße entlang ausgedehnt, wo ihre Mauer überall im Boden wiedergefunden wurde. Es war eine sehr langgestreckte, ziemlich schmale, wahrscheinlich nur einstraßige Siedelung, größtenteils am Ufer entlang, deren Rückgrat sozusagen von der „Hoogstraat“ gebildet wurde. Tatsächlich trat uns hier also zum erstenmal, in wirklich vorhandenen Überresten, das Bild einer karolingischen Marktsiedelung vor Augen, und was dabei gewiß am meisten auffiel, war die Tatsache, daß dieses Bild nicht anders aussah als wie sich schon andere, besonders P. J. Meier, einen solchen Marktort gedacht hatten. Seine auf literarischen und topographischen Gründen aufgebaute Hypothese fand hier also in der Realität der Bodenfunde ihre Bestätigung. Andererseits ließ es sich nun auch erwarten, daß die Ergebnisse jener Studien der frühmittelalterlichen Marktsiedelungen ihrerseits vielleicht imstande wären, unseren weiteren Untersuchungen den richtigen Weg zu zeigen. Es scheint also angebracht, dieselben hier kurz in Erinnerung zu bringen.

Als ältestes Beispiel eines solchen Marktes, eigentlich noch ein Jahrmarkt, wo jährlich während vier Wochen Kaufleute sowohl aus dem Lande selbst wie aus der ganzen übrigen Welt ihre Ware zum Verkauf boten, dürfte wahrscheinlich St. Denys gelten, vom König Dagobert gegründet (Rietschel, Markt und Stadt 10. P. J. Meier in *Geschichtsblätter für Stadt und Land*, Magdeburg 1920), wo im Jahre 629 am Pasellus St. Martini, an der Straße, welche nach Paris führte, zwischen der St. Martinus- und der St. Laurentiuskirche, ein Marktort gebaut wurde; es muß wohl eine einzige Straße gewesen sein mit Wohnungen und Marktgebäuden auf ihren Seiten und an ihrem Ende diese St. Martinuskirche. Ungefähr in derselben Zeit soll auch in Brügge ein solcher Marktort gegründet worden sein (vgl. Rietschel l. l.; Meier l. l.); merkwürdigerweise läßt sich hier noch in dem Verlauf und den Namen der Straßen dieser Stadt die alte Anlage derselben in fränkischer Zeit erkennen (Clemen, *Belgische Kunstdenkmäler* I). Auf zwei Seiten von der Dyser, auf der dritten von der alten Boterbeke und auf der vierten Seite von einem vormaligen künstlichen Kanal umgeben, sieht man hier noch das charakteristische Viereck eines merovingischen Castells, dessen Hauptstraße noch den Namen „Oudenburg“ führt und wo die wahrscheinliche Stelle des alten steinernen Herrenhauses noch jetzt „de Oude Steen“ heißt. Den Markt, welcher hier zweifellos in karolingischer Zeit bestanden haben muß, sucht

man wohl mit Recht in der alten „Steinstraße“, außerhalb des Castells, welche gerade auf die schon von St. Eligius um 650 geweihte Salvatorkirche zuläuft (vgl. Meier I. I.) und an deren nördlichem Ende sich noch der jetzige Markt der Stadt befindet. Als nachher um 865 Graf Balduin sich eine neue Burg baute, wählte er sich dazu nicht die Stelle des alten Kastells, sondern eine ganz andere am nördlichen Ende des Markts. Die „alte Burg“ mit ihrem „Oude Steen“ wurde dadurch vollkommen vergessen und von den Häusern der späteren Stadt überbaut; ja sogar sollen Steine der alten merovingischen Burg bei dem Bau der neuen benützt worden sein.

Auch dort, wo eine alte Römerstadt sich in die fränkische und spätere Zeit hinein behauptet hat, hat sich öfters außerhalb ihrer Mauern in der karolingischen Periode eine Marktsiedelung entwickelt, besonders in mehreren Städten am Rhein, wo sich auch die Friesen an einer solchen Marktsiedelung beteiligt haben (vgl. Poelmann I. I.). Von vorneherein läßt sich bei diesen also Übereinstimmung mit dem speziell friesischen Marktort Dorestad erwarten. In Köln, der friesischen Colnaburg, wo nicht nur in dem Namen der „Friesenstraße“, im Westen der Stadt, die Erinnerung an ihre Siedelung erhalten blieb, sondern wo auch am Rheinufer friesische Ansiedler gewohnt haben sollen (vgl. Schumacher, Siedl.- und Kulturgesch. d. Rheinl. III 164), haben die eingehenden topographischen Studien von Keußen (Topographie d. St. K.) zu einer gewissen sehr interessanten Vorstellung dieser alten karolingischen Marktsiedelung geführt (vgl. auch P. J. Meier I. I.). Hier ist, jedenfalls in der letzten Hälfte des 10. Jahrhunderts, das Ufergelände zwischen der römischen Stadtmauer und dem Rhein, in dem auch wahrscheinlich die um 950 herum gegründete St. Martinskirche lag, als „mercatus Coloniae“, wie es schon in 922 heißt, der Stadt einverleibt worden. In dem jetzigen Alten Markt mit seiner Verlängerung, dem Heumarkt, läßt sich noch die lange alte Marktstraße erkennen. Diese Marktstraße muß, wie es Keußen nachgewiesen hat, durch eine Wallmauer und einen Graben befestigt gewesen sein, welche mit der Stadtmauer und dem Fluß parallel gelaufen sein müssen. Eine solche Mauer war als Schutz des ziemlich niedrigen Uferterrains gegen das Wasser an sich absolut nötig; nicht unwahrscheinlich ist hierauf auch eine Stelle in den Quellen d. St. K. I 329 zu beziehen, wo von einem Teile des Alten Marktes gesprochen wird, der „congerie lapidum minorum et lignorum“ trocken gemacht wurde.

In ähnlicher Weise wie zu Köln meint man nun auch, daß bei anderen alten Römerstädten, besonders in Worms und Regensburg, diese Entwicklung vor sich gegangen sei, daß auch bei diesen in karolingischer Zeit eine Marktstraße zwischen der alten Römermauer und dem Flußufer (Meier I. I. Püschel, Anwachsen der deutschen Städte) entstanden sei.

Dieselbe einstraßige Marktsiedelung mit Marktkirche an ihrem Ende läßt sich auch für die ottonische Zeit noch in mehreren deutschen Städten nachweisen. Besonders interessant ist Hildesheim (Meier I. I. Püschel I. I. Korresp.-Bl. d. Gesamtvereins 1924), wo sicher um 1000 herum schon ein Marktort gewesen ist. Die Straße „Alter Markt“ mit ihrer Verlängerung, der jetzigen Eckemeckerstraße, läuft hier auf die schon im Anfang des 11. Jahrhunderts gegründete St. Andreaskirche zu (Abb. 18). Als Hildesheim eine

Stadt wurde — im Jahre 1146/47 findet man den Ort zum erstenmal als Stadt erwähnt — wurde der größte Teil dieser alten Marktstraße offenbar außerhalb des neuen Mauerringes geschlossen (Abb. 18). Von besonderem Interesse sind schließlich die Studien, welche P. J. Meier der Stadt Magdeburg gewidmet hat, wo schon zur Zeit Karls des Großen in der Nähe der Johanneskirche ein bedeutender befestigter Ort gelegen hat. Diese Kirche, in 941 *ecclesia popularis* genannt, heißt später „Marktkirche“; Meier meint denn auch in der heutigen Stephansbrücke, welche Straße auf diese

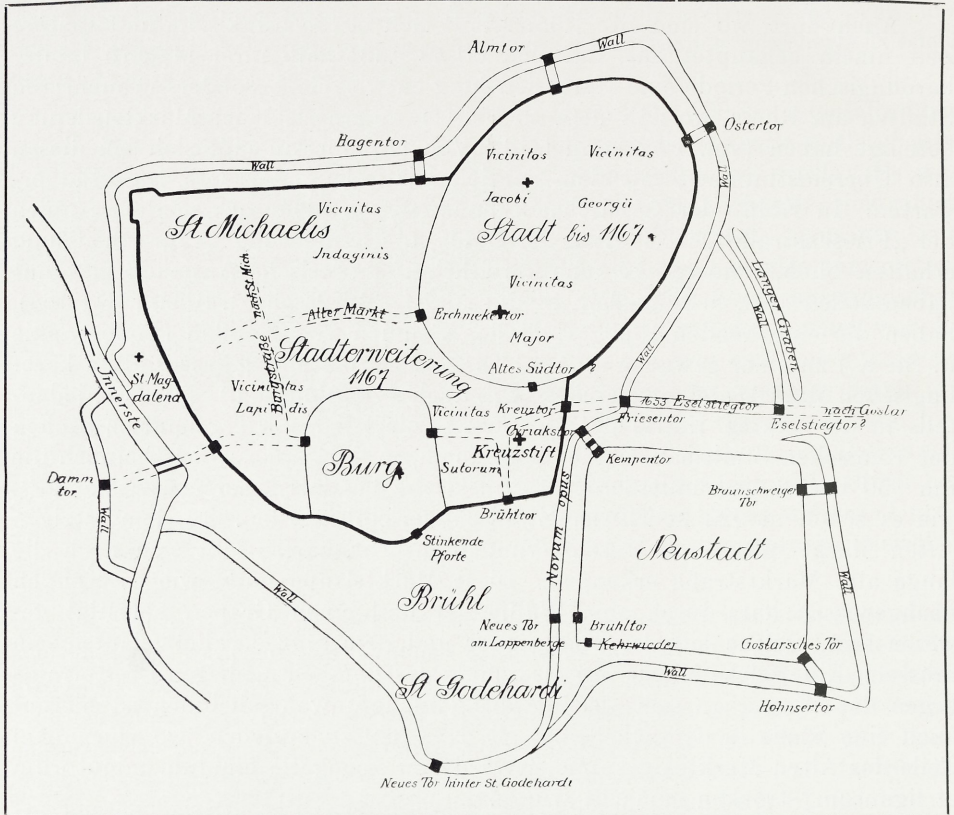


Abb. 18. Maßstab etwa 1 : 15 000.

Kirche zuläuft, die ottonische Marktstraße zu erblicken. Dieselbe lag hoch über der Elbe, mit deren Ufer kleine steile Gassen die direkte Verbindung herstellen. Die Burggrafenburg der späteren Zeit wurde auch hier, wie in Brügge, am Ende dieser Marktstraße, der Stephansbrücke, also nicht an der Stelle der früheren Befestigung gebaut. Aber schon im Anfang des 9. Jahrhunderts, also lange vor der Gründung des ottonischen Marktes, muß Magdeburg ein Marktort gewesen sein. Öfters wird schon in dieser Frühzeit der Handel Magdeburgs erwähnt. Der damalige Marktort kann aber unmöglich an derselben Stelle wie der ottonische Markt, dessen Gründung durch den Kaiser um 956 feststeht und dessen Platz früher, wie wir sahen, vom fränkischen Castellum eingenommen wurde, gelegen haben. Nach Analogie von

Köln usw. meint Meier nun diesen fränkischen Marktort ganz nahe an der Elbe, in der jetzigen Knochenhaueruferstraße, nachweisen zu können. Der Magd. Schöppenchronik (S. 8) entnimmt er den Bericht, daß hier am Elbeufer eine von Karl dem Großen gegründete St. Stephanskirche zusammen mit einem Teil der Siedelung, zu der sie gehörte, um 906 vom Wasser zerstört worden sei. So etwas kann selbstverständlich nur am niedrigen Elbeufer geschehen sein. Genau wie z. B. in Köln muß also auch in Magdeburg in karolingischer Zeit, außerhalb des fränkischen Castellums, zwischen diesem und dem Fluß, die Marktsiedelung entstanden sein, welche auf dem schmalen niedrigen Ufer ebenfalls wohl nur einstraßig gewesen sein kann und ohne Zweifel auch von einer Wallmauer gegen das Hochwasser geschützt gewesen sein muß.

Aus der Dämmerung der sehr spärlichen Überlieferung, bisweilen sich auch noch im Stadtplan der modernen Städte abspiegelnd, scheint also immer wieder dasselbe Bild eines solchen frühmittelalterlichen Marktortes hervorzutreten, als das einer langen einstraßigen Anlage, an deren Ende sich die Marktkirche befand. Wo ein solcher Marktort außerhalb eines älteren Castellums am Ufer eines Flusses entstand, scheinen wir diesen zwischen jenem Castellum und dem Fluß, am Ufer entlang, zu suchen zu haben, von einer Wallmauer gegen das Hochwasser geschützt. Mehrmals sehen wir eine solche Marktstraße, nachdem das alte Kastell, dem sie ihr Entstehen verdankte, schon lange zugrunde gegangen, ja sogar vergessen war, fortleben; und in mehreren Städten scheint sich ein Teil dieser Marktstraße auch als Markt der späteren Stadt selbst behauptet zu haben. Wo dann in späterer Zeit ein neuer Herrscher sich bei einem solchen Ort eine neue Burg baute, scheint es, als habe er dabei die Stelle, wo das ältere Castellum gestanden hatte, gemieden und vorzugsweise einen ganz neuen Platz gewählt.

Unsere Ausgrabungen bei Duurstede, wo tatsächlich noch ausnahmsweise die Überreste einer solchen Marktansiedelung im Boden dem Spaten zugänglich sind, haben bis jetzt manches in diesen Vorstellungen, welche eine verständnisvolle Forschung sich aus den oft sehr dürftigen literarischen und topographischen Angaben aufgebaut hat, in treffender Weise bestätigt. Eine solche Marktstraße am Flußufer, von einer Wallmauer gegen das Wasser geschützt, sehen wir hier tatsächlich vor Augen. Auch weiterhin haben unsere Ausgrabungen die Richtigkeit jener Vorstellungen noch in mancher anderen Hinsicht bewährt, denn in mancher Frage, welche sich bei unseren weiteren Untersuchungen auftat und die nicht auf einmal ohne weiteres durch den Spaten gelöst werden konnte, haben jene allgemeinen hypothetischen Vorstellungen sich ihrerseits als zuverlässige Führer erwiesen.

Wir hatten im Süden die Westmauer unserer Marktsiedelung (in Parzelle 304) schon bis an den Rand der heutigen Stadt verfolgen können; ganz in der Nähe befindet sich der Stadtgraben, der vom Anfang des 15. Jahrhunderts ab, zusammen mit der jetzt schon verschwundenen Stadtmauer, Wijk bij Duurstede umgab. Es fragte sich nun, ob wir hier schon das südliche Ende unserer karolingischen Marktstraße erreicht hatten oder ob dieselbe sich noch weiter nach Süden hin über einen Teil des von der späteren Stadt eingenommenen Geländes ausgedehnt hatte. Da nun natürlich die Fortsetzung unserer Grabungen innerhalb der Stadt unmöglich war, schien es erst keine Aussicht zu geben, diese so wichtige Frage zu lösen.

Da wurde ich aber darauf aufmerksam, daß, wenn man sich die „Hoog straat“, das Rückgrat unserer Marktstraße, nach Süden hin verlängert denkt, sie gerade auf den heutigen Marktplatz der Stadt zuläuft. Wäre die alte Marktstraße wirklich einmal soweit durchgelaufen, dann hätte sich auch hier, wie in den oben genannten Städten, das äußere Ende der karolingischen Marktsiedelung als Markt des späteren Städtchens behauptet. An diesem Markt liegt auch die alte Kirche der Stadt, welche, wenn wir uns die beiden Flechtmauern, die an der Landstraße und die an dem Rheinufer entlang, ebenfalls weiter nach Süden verlängert denken, gerade noch von denselben umschlossen werden würde. Zwar ist diese Kirche selbst erst aus dem 14. Jahrhundert, aber man darf vermuten, daß sie eine ältere Kirche, welche ungefähr an derselben Stelle gestanden hat, ersetzt haben muß. Nun glaube ich imstande zu sein, diese Vermutung zur Sicherheit zu bringen und den Beweis zu liefern, daß hier an dieser Stelle am äußeren Ende des Marktortes wirklich eine Kirche, und zwar wie in St. Denys, Köln usw., eine Kirche des St. Martinus gestanden hat und daß mithin tatsächlich unsere alte Marktstraße noch bis soweit durchlief.

In einer Utrechter Urkunde vom 8. Juni 777 (Muller, Oudste Cartul. S. 12) lesen wir:

Carolus gratia Dei rex Francorum Igitur compertum sit . . . qualiter donamus ad basilicam S. Martini quae est constructa Trajecto Veteri subtus Dorestate . . . (folgt die Aufzählung mehrerer Güter) etc. Similiter donamus ad ecclesiam S. Martini quae est super Dorestad constructa et appellatur Upkirika cum ripaticum illum super Lokkia, et insulam illam prope ipsam ecclesiam ad partem orientalem inter Hrenum et Lokkiam.“

Die Worte dieser Urkunde sind früher mißverstanden. Man hat, obwohl es die Urkunde deutlich sagt, übersehen, daß hier von zwei ecclesiae S. Martini die Rede ist, eine in Trajectum und eine St. Martinskirche „super Dorestad“. Ja letztere wird sogar noch anderswo erwähnt. In der Commemoratio de rebus S. Martini Trajectensis ecclesiae (Muller O. C. S. 38), welche aus dem Ende des 9. Jahrhunderts sein soll, lesen wir, wie damals die Utrechter Kirche in den Besitz dieser Upkirika in Dorestad gekommen war, „in Dorestado ecclesia quae vocatur Upkirika cum omnibus apendiciis . . . cum insula quae jacet juxta ecclesiam S. Martini circumquaque inter Renum et Loccam“. Allerdings wird die Kirche, welche im Jahre 777 „über Dorestad“ lag, hier ein Jahrhundert später „in Dorestad“ lokalisiert, aber wo dieselbe genau gelegen hat, kann kaum fraglich sein. Östlich neben ihr befand sich doch eine insula¹⁾ zwischen Rhein und Lek; die Kirche muß also in der Nähe der Stelle, wo Rhein und Lek auseinander gegangen sind, gelegen haben, d. h. wirklich in der Umgebung des heutigen Marktes. Eine insula sucht man hier aber jetzt vergebens. Wenn es aber nachweislich wäre, daß sich hier wirklich einmal östlich neben diesem Markt und der Kirche eine solche vom Rhein und Lek umströmte insula befunden hat, dann wäre der Beweis dafür geliefert, daß wirklich unsere karolingische Marktstraße noch soweit in die heutige Stadt hinein lief und daß hier an ihrem südlichen Ende, genau wie in so mancher andren gleichzeitigen Marktansiedelung, eine ecclesia St. Martini gestanden hat.

¹⁾ Das Wort bedeutet bekanntlich sowohl Insel wie Werth.

Nördlich der Stadt, gerade außerhalb des spät-mittelalterlichen Stadtgrabens und wie von diesem ausgehend, läuft nach Norden hin der unansehnliche Kanal, der den großen Namen „Rhein“ trägt und von dem uns unsre Ausgrabungen gelehrt haben, es sei der geringe Überrest eines mächtigen Flußarmes, der einmal an unserer Marktsiedelung entlang strömte. Daß dieser Fluß nicht beim späteren Stadtgraben seinen Anfang genommen hat, sondern auch mehr südlich seinen oberen Lauf gehabt haben muß, versteht sich von selbst, ja der mittelalterliche Stadtgraben kann erst gegraben sein, nachdem dieser Flußarm so gut wie ganz verschüttet war. Wie und wann das geschehen

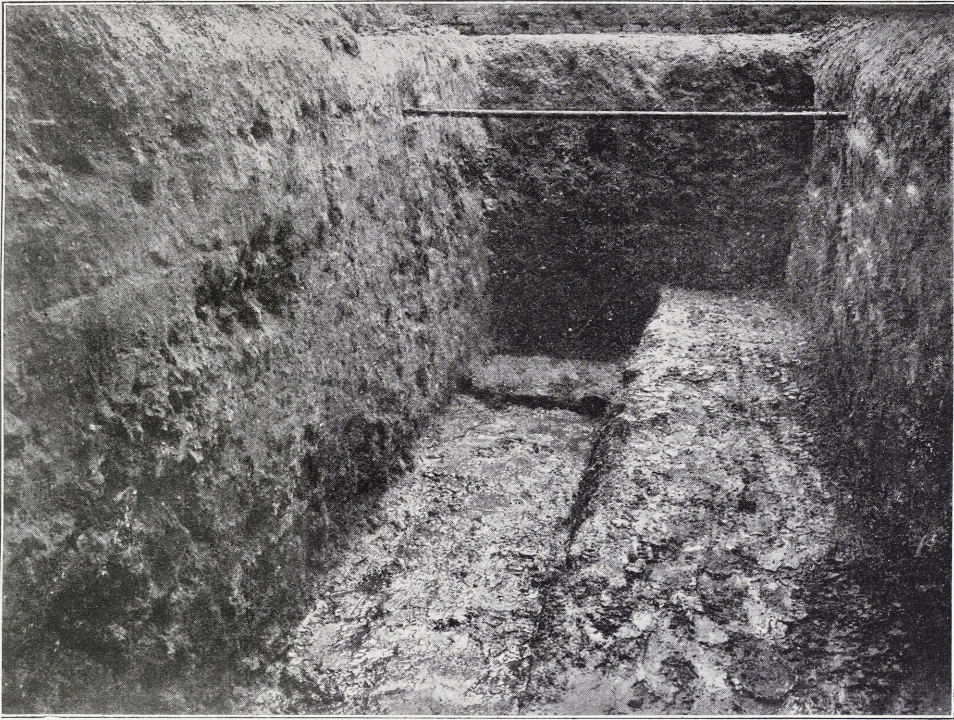


Abb. 19.

ist, diese Frage wird uns später noch beschäftigen. Unmöglich scheint es aber, den oberen Lauf dieses Stromes anders als quer durch das Gelände der heutigen Stadt zu denken. Zwar ist von einem solchen Fluß quer durch die Stadt nichts mehr bekannt, aber der Volksmund in Wijk bij Duurstede hat uns eine in dieser Hinsicht sehr merkwürdige Überlieferung bewahrt. Es gibt nämlich in der Stadt (vgl. Abb. 17), südlich in der Verlängerung unseres Rheinkanals, eine Straße, deren eigentümlicher Name „Mazijk“ allgemein von den Einwohnern so erklärt wird, daß dieselbe einmal ein Kanal gewesen sei, durch welchen in früheren Zeiten der Bischof aus dem Schloß „mit Musik“ zur Kirche zu fahren pflegte. Diese merkwürdige Überlieferung veranlaßte mich jetzt mit freundlicher Einwilligung der Stadtbehörde einen Schnitt quer durch diese Mazijk zu legen. Tief unter einer starken Schuttschicht fand

sich hier wirklich, mit Schutt und mittelalterlichen Scherben gefüllt, ein in natürlichen Flußsand gegrabener Kanal (Abb. 19). An einem Ende unseres Schnittes sahen wir das eine Ufer dieses Kanals und den unteren Teil der Bretterverschalung desselben. Hier trafen wir den Flußsand in einer Höhe von 1.92 A. P.; der Boden des Kanals lag noch 90 cm tiefer. Die Überreste der Bretterverschalung des Ufers lagen ebenfalls in einer Höhe von 1.92 A. P. Dieselbe muß selbstverständlich bedeutend höher gereicht haben, so daß auch das Kanalufer gewiß viel höher und der Kanal selbst beträchtlich tiefer gewesen ist. Wir hatten hier also denselben Zustand, welchen unsere Ausgrabungen uns beim heutigen Rhein außerhalb der Stadt zur Kenntnis gebracht hatten: ein kleiner Kanal in den Sand eines Flußbettes eingetieft, sozusagen eine spätere Kanalisierung eines Flußarmes, der einmal, östlich von dem heutigen Markt mit seiner Kirche, quer durch das Gelände der jetzigen Stadt gelaufen sein muß. Dieses Flußbett in der Mazijk und der Rheinkanal nördlich der Stadt, in dessen Verlängerung es läuft, sind zweifellos die Überreste desselben Stromes, des alten Rheines, der also wirklich zusammen mit der Lek, wie es die bis jetzt noch unverständlichen Worte unserer Urkunde bezeugen, östlich von der Kirche eine Insula gebildet hat. Diese Kirche war also die genannte Kirche des St. Martinus, die Marktkirche der alten karolingischen Marktstraße oberhalb Dorestad, welche Marktstraße sich mithin, am westlichen Ufer dieses Rheines entlang, noch bis zu dem jetzigen Markt, der sich auch jetzt noch als der höher gelegene Teil des Städtchens auszeichnet, ausgedehnt hat. Hier muß sie aber gewiß auch zu Ende gewesen sein, denn gerade südlich der jetzigen Stadt liegt das wasserreiche niedrige Gelände des spätmittelalterlichen Schlosses, wo wir uns unmöglich mehr eine Fortsetzung der Marktstraße denken können. Wie in mehreren der oben genannten Städten Deutschlands hat sich auch hier in Wijk bij Duurstede nur der um die Marktkirche gelegene Teil der karolingischen Marktstraße noch bis in unsere Zeit als Markt behauptet.

Das nördliche Ende unserer Marktstraße genau festzustellen war bis jetzt nicht möglich, weil uns hier Obstgärten und Häuser überall im Wege standen. Sicher war es nur, daß sie keine weitere Ausdehnung als bis zum sogenannten Wijkschen Wege nach Leersum gehabt haben kann (vgl. den Plan Abb. 14), denn gerade nördlich dieses Weges suchten wir ihre Überreste vergebens. Hier in der Katasterparzelle 521 zeigte sich im Gegenteil ein vollkommen zugeschütteter, etwa 14 m breiter Kanal, welcher aus dem inzwischen wieder stark nach Westen umgebogenen Rhein, dessen altes Flußbett sich hier noch sehr deutlich, in einer ziemlich starken Einsenkung des Geländes, in den Parzellen 345 und 522 (vgl. Abb. 14) erkennen ließ, offenbar auf die Niederlassung zuführte. Wie nun dieser Kanal hier auf der Nordseite unserer Niederlassung mit derselben in Verbindung stand, mußte leider vorläufig der Geländehindernisse wegen fraglich bleiben. Sicherlich war zwischen den Katasterparzellen 427 und 421 die nördliche Grenze der Niederlassung und somit eine nördliche Verbindungsmauer zwischen der uns bekannten westlichen und östlichen Flechtmauer zu suchen. Vielleicht dürfte man meinen, daß der merkwürdige Verlauf der „Hoogstraat“, die bei Parzelle 425 rechteckig umbiegt und dann auf die Landstraße zuläuft, zusammen mit der Parzellengrenze zwischen 424 und 426, uns diese Grenze angäbe. Jedenfalls sei als

merkwürdiger Umstand erwähnt, daß gerade hier noch ein Acker den seltsamen Namen Stroobantsche Kapel führt. Wäre das vielleicht so zu erklären,

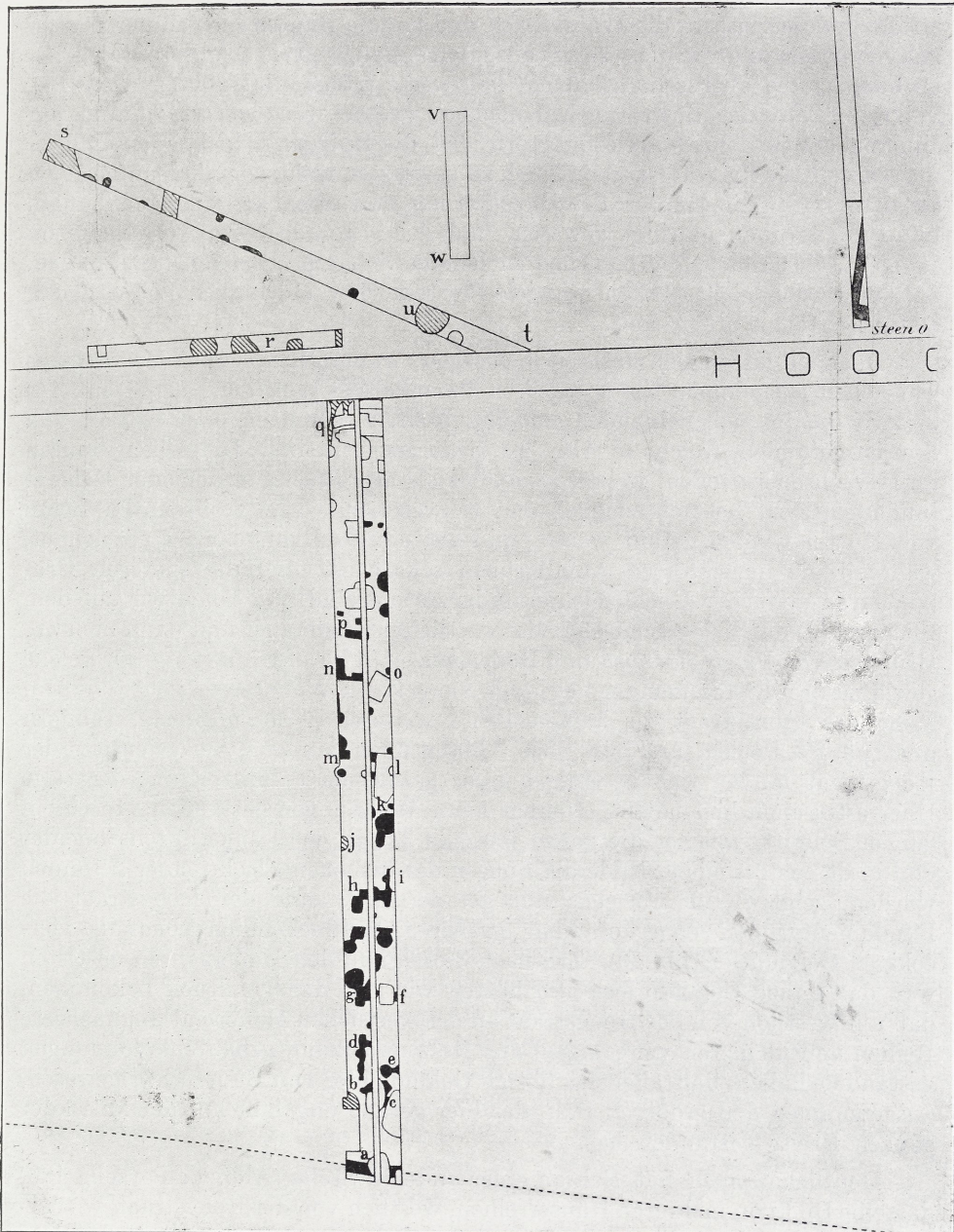


Abb. 20.

daß, so wie im südlichen Ende des Vicus die Martinuskirche stand, derselbe auch im Norden von einer Kirche abgeschlossen wurde?

Zwischen diesen beiden Punkten hat sich jedenfalls die mehr als 1 km lange Marktsiedelung ausgedehnt.

Gern möchte man wissen, wie es nun mit der Bebauung dieser Marktstraße gewesen ist, wo die Wohnungen und andere Bauten hier an der Straße gelegen haben und wie diese selbst ausgesehen haben. Wie es unsere Versuchsgrabungen uns aber schon lehrten, haben die früheren Grabungen der Bevölkerung auf der Suche nach Knochen, welche wir oben erwähnten, im Inneren der Siedelung soviel zerstört, daß die Hoffnung, hier einen einigermaßen vollständigen Gesamteindruck zu gewinnen, wahrscheinlich aufgegeben werden muß. Die Häuser der Bevölkerung sind offenbar von Abfallhaufen und Abfallgruben umringt gewesen, und da es gerade diese waren, die im vorigen Jahrhundert die Knochen suchenden Schatzgräber angezogen haben, so läßt es sich leicht denken, wieviele Pfostenlöcher und Balkenspuren gleichzeitig zerstört worden sind.

Dennoch lassen sich unseren bisherigen Grabungen schon einige wichtige Tatsachen entnehmen. So wurden in Parzelle 428 (vgl. die Karte Abb. 14) in zwei knapp nebeneinander gelegten breiten Schnitten eine Anzahl von Spuren gefunden, welche in Abb. 20 wiedergegeben sind. Diejenigen Spuren im gewachsenen Boden, welche zweifellos als alte Pfostenlöcher oder Balkenfundamente zu betrachten sind und teilweise mit dem verbrannten Lehm von Hüttenwänden gefüllt waren, sind auf diesem Plan schwarz gezeichnet, während die unzerstörten Abfallgruben schraffiert, und die späteren Grabungen in einfacher Umrißzeichnung dargestellt sind. So sehen wir auf dem Plan erst (a) den Palisadengraben der westlichen Wallmauer und dann mehrere Gruppen von Pfostenlöchern und Bodenspuren (d b e, f g h i, l m n o), welche gewiß zu drei hintereinander liegenden viereckigen Wohnungen gehört haben. Mehr der Hoogstraat zu kamen keine weiteren Wohnungsreste, sondern nur spätere Löcher und ein paar Abfallgruben zutage. Auch jenseits der Hoogstraat fanden sich in einigen quer gezogenen Schnitten nur derartige Überreste; auch hier hatten offenbar keine Wohnungen gestanden. In einem langen Schnitt, welcher die ganze Parzelle 239 in der Länge durchschneidet und in dessen östlichem Ende die Spuren der östlichen Flechtmauer gefunden wurden, zeigten sich übrigens nur gerade am Rande der Hoogstraat die Fundamentgruben eines offenbar größeren, wahrscheinlich ebenfalls viereckigen Gebäudes (Abb. 20). Zwischen diesen und den Mauerspuren im Osten war das ganze Gelände leer. So hatten wir also den Eindruck bekommen, daß nur westlich von der Hoogstraat an der westlichen Mauer entlang mehrere Reihen von kleineren viereckigen, aus Holz und Lehm gebauten Wohnungen gestanden haben, daß aber das übrige Gelände hier von Bauten leer gewesen, ausgenommen den größeren Bau, der hier gerade ungefähr auf der Mitte der ganzen Breite gestanden hat.

Deutlicher noch hat sich an einer anderen Stelle (Abb. 14 Parzelle 433) dasselbe Bild von mehreren Häuserreihen, westlich von der Hoogstraat, wiederholt. Das Ergebnis dieser Grabung ist auf der Detailkarte, Abb. 21, dargestellt (vgl. auch die Photogr. Abb. 22).

Schlimmer noch als an der vorigen Stelle hatte hier der Boden mit seinen alten Spuren unter den Grabungen im vorigen Jahrhundert gelitten. Bei weitem

die meisten der auf dem Plan ersichtlichen Löcher im Boden haben eine ganz späte Füllung und sind jenen Grabungen zuzuschreiben, wobei aber natürlich zu bedenken ist, daß auch sie wahrscheinlich gerade den schwarzen, berührten Boden gesucht und dadurch meistens frühere Spuren zerstört haben werden. Nur diejenigen, wo noch bestimmt eine frühere Füllung vorhanden war, sind auf dem Detailplan schwarz gefärbt. Mehrere Vierecke von zusammengehörigen Pfostenlöchern, teilweise mit den dazwischen liegenden Wandspuren, sind in dieser Weise nachzuweisen (mit einer punktierten Linie habe ich dieselben auf dem Plan verbunden). In a b c d, e f g h, i j k l, m n o p glaube ich die Überreste einzelner Häuser zu erkennen; auch die Spuren q r s haben

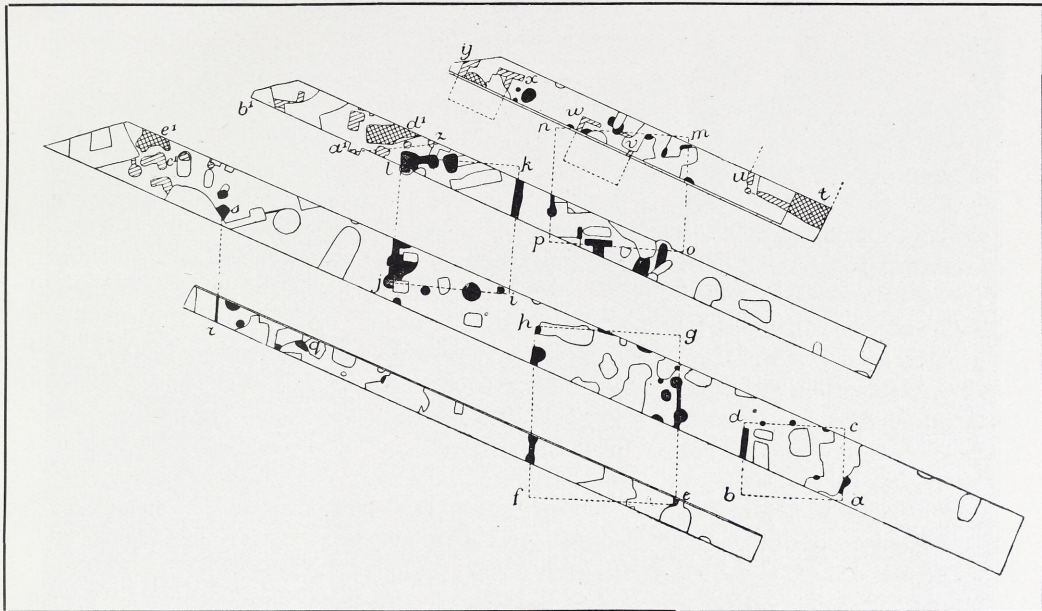


Abb. 21. Maßstab 1 : 600.

wahrscheinlich zu einem solchen Hause gehört. Ganz sicher aber ist hier eine frühere Bauperiode diesen viereckigen Bauten vorangegangen, in der hier wahrscheinlich etwas kleinere Hütten gestanden haben, zu denen die in etwas anderer Richtung liegenden und an ein paar Stellen von den späteren Pfostenlöcher durchschnittenen Spuren bei t-u, v-w, x-y, z a', b' und c' gehört haben. An zwei Stellen bei d' und e' war noch eine starke Brandschicht mit vielem verbrannten Lehm von dem Bau einer solchen Hütte übrig.

Noch an einer dritten Stelle haben wir nach solchen Häusern gesucht, und zwar in Parzelle 304 ganz nahe der Stadt. Hier war aber der Boden dermaßen von den späteren Grabungen zerstört, daß es vollkommen unmöglich war, auch nur etwas über den früheren Zustand der Bebauung herauszubekommen. Nur daß auch hier einmal Häuser gestanden haben, schien sicher.

Im Gegensatz hierzu haben die großen Schnitte, welche wir, wie wir es oben ausführlich beschrieben haben, in Parzelle 80 von der Hoogstraat bis zum jetzigen Rhein gegraben haben um die östliche Flechtmauer und das

alte Flußbett aufzusuchen, zwischen der Hoogstraat und diesen Mauerüberresten (vgl. den Plan Abb. 15) keine einzige Spur einer derartigen Bebauung geliefert. Nur eine wahrscheinlich runde, sehr tiefe Abfallgrube wurde von unsren beiden Schnitten durchquert.

Genau wie in dem mehr nördlichen Teil der Siedelung (bei Parzelle 428, 49 und 239) schien es also auch hier als wäre nur das Gelände westlich von der Hoogstraat von Häusern und Bauten eingenommen gewesen, während die östliche Hälfte der langen ausgedehnten Marktsiedelung, der Teil also, der der östlichen Befestigungsmauer und dem Fluß am nächsten gelegen hatte, von



Abb. 22.

Wohnungen frei war. Die Marktstraße war also wahrscheinlich ihrer ganzen Länge nach nur auf der einen Seite mit Wohnungen und Bauten besetzt, während der dem Fluß zugekehrte Teil für Marktverkehr und Handel offen lag. Wahrscheinlich haben nur einige größere Bauten in dieser offenen Hälfte gelegen; wir meinten das jedenfalls in Parzelle 239 feststellen zu können, und auch die Kirche am südlichen Ende der Siedelung lag offenbar in dieser östlichen Hälfte.

So hat uns also der Boden jetzt schon einigermaßen ein Bild von dieser großen Marktsiedelung geliefert, dessen Züge uns hoffentlich bei fortgesetzten Untersuchungen noch deutlicher vor Augen treten werden. Was wir hier

sehen, war der Vicus von Dorestad, Wijk bij Duurstede, wie jetzt noch der kleine südliche Teil derselben, die heutige Stadt, heißt. Wo aber lag Dorestad selbst und was war es?

Das erste Mal, wo dieser Name in den alten Quellen erwähnt wird, in den Annales Mettenses, ist anno 689 nicht von einem Vicus, sondern von einem castrum Dorestad die Rede. Was mag hier dieses Castrum gewesen sein? Vielleicht war es ein römisches Steincastellum gewesen, dessen Mauern auch noch in fränkischer Zeit vielleicht einem Heer Schutz geboten haben. So haben wir uns wenigstens auch Vechten vorzustellen, das uns jetzt durch Ausgrabungen schon gut bekannte römische Castellum, das noch in einer Urkunde von 722 (Muller Oudste Cartul. S. 4) als „Villa vel castrum Fethna“ genannt wird. Möglicherweise aber haben wir an eine fränkische Anlage zu denken. Was für eine Anlage es dann gewesen sein mag, bleibt unklar, denn bekanntlich haben die Franken diesen Namen „Castrum“ in sehr verschiedener Bedeutung gebraucht. Goepfert zeigt in seinem Buche „Castellum“, wie das Wort sowohl für das eigentliche Militärcastrum als auch für den Königshof oder den Gutshof, ja bisweilen auch für eine größere Siedlung, eine Stadt, angewendet wird. Nach dem, was uns aber besonders in der letzten Zeit die bekannten Untersuchungen von Schuchhardt (vgl. seinen „Atlas vor- und frühgesch. Befest. in Niedersachsen“ und „die frühgeschicht. Befest. in Niedersachsen“) und Rübel „Die Franken“ (vgl. auch Schumachers Siedlungsgeschichte III) gelehrt haben, haben wir uns wahrscheinlich die Form eines solchen fränkischen Castellums jedenfalls, wie die eines Römerkastells, als eine ungefähr rechteckige Anlage zu denken. Wollten wir also die Stelle des alten Dorestads selbst ausfindig machen, so hätten wir wahrscheinlich nach einer derartigen viereckigen Anlage zu suchen. Eins schien mir dabei von vornherein sicher, daß nämlich die Stelle südlich der Stadt, wo die spätere mittelalterliche Burg gestanden hat, deren Ruine sich dicht am Lekufer noch erhalten hat, zu einer solchen römischen oder fränkischen Anlage vollkommen ungeeignet gewesen ist; niemals hätte man, meiner Meinung nach, dazu zu jener Zeit ein so wasserreiches niedriges Gelände wählen können. Übrigens hatten uns auch die bisher von unseren Ausgrabungen in so merkwürdiger Weise bestätigten Studien von P. J. Meier gelehrt, daß bei derartigen Siedlungen die spätere mittelalterliche Burg meistens an einer ganz anderen Stelle als die älteste karolingische gebaut worden sei. Aber jene topographischen Untersuchungen haben mir auch in positiver Weise den Weg gezeigt, in welcher Gegend wir dann wohl das alte Dorestad zu suchen hatten.

In Köln, Regensburg, Magdeburg usw., kurz überall wo entweder ein Römerkastell oder eine fränkische Befestigung an einem Fluß gelegen hatte, schien sich die spätere karolingische Marktsiedlung zwischen jenem Kastell und dem Fluß, knapp am Flußufer entwickelt zu haben. Wäre das bei Dorestad auch geschehen und hätte sich also auch hier unsere Marktsiedlung sozusagen zwischen dem Castellum und dem Rhein eingeschoben, so wäre dasselbe westlich von unserer großen Marktsiedlung, d. h. also westlich von der Cothener Landstraße zu suchen. Auch hier brachte uns nun die schon öfters erwähnte heutige Katastereinteilung nähere Auskunft. Sofort fiel uns

hier westlich von dieser Landstraße (Abb. 14) die merkwürdige rechteckige Form der Parzellen 442—444 auf, welches Grundstück den ganz besonderen Namen „de Heul“ führt. Möglicherweise wäre sogar in diesem Namen, der „Zuflucht“ bedeutet, noch eine Andeutung der früheren Bestimmung bewahrt. Es wurde also eine Grabung in diesem Grundstück beschlossen und wirklich zeigte sich sofort am Fuß der Dornenhecke, welche dasselbe auf seine ganze Länge an der Südseite begrenzt, also an der ganzen südlichen Grenze von Parzelle 442 entlang, ein ähnlicher doppelter Palisadengraben, wie wir ihn überall um die Marktsiedelung herum gefunden hatten (vgl. Abb. 14 und 17). Auch an der Westgrenze der Parzellen 442 und 443 entlang fand sich derselbe Palisadengraben und dort, wo diese Grenze von Parzelle 443 den merkwürdigen einspringenden Winkel bildet, macht auch der Palisadengraben denselben Verlauf mit zwei sauberen Kurven mit, und läuft dann weiter nach Norden, bis wir ihn in der für uns unzugänglichen Parzelle 444 verloren (vgl. Abb. 17). Viel weiter kann er sich aber gewiß nicht in dieser Parzelle fortgesetzt haben; denn die Parzellengrenze zwischen 443 und 444 ist zweifellos als die Nordgrenze der karolingischen Anlage zu betrachten. In ein paar Schnitten ungefähr auf der Mitte dieser Parzellengrenze (vgl. Abb. 17 I) fand sich doch wiederum dieselbe Doppelpalisade, jetzt in der Richtung Westosten. Das westliche Ende derselben liegt aber in dem Grundstück 444, so daß wir ihr nicht weiter nachgehen konnten. Westlich von Parzelle 444 in der Nordost-ecke von Parzelle 107 schien noch gerade das äußerste Ende dieses Palisadengrabens unter der Parzellengrenze herauszukommen (Abb. 17). An diesem Ende schloß rechtwinklig ein ähnlicher Palisadengraben an, der, etwa 15 m westlich vor der oben beschriebenen westlichen Flechtmauer der Anlage vorspringend, nur über eine kurze Strecke mit derselben parallel läuft und dann plötzlich aufhört. Von der mit ihren merkwürdigen Kurven einwärts biegenden Flechtmauer und der dieser vorgelagerten Palisade wurde offenbar hier in der Nordwestecke der Anlage ein Tor gebildet.

An der Stelle, wo wir also meinten Dorestad suchen zu müssen, haben wir tatsächlich eine von einer starken Flechtmauer umgebene karolingische Befestigung gefunden, welche ein langgezogenes Viereck von mehr als 200 m Länge und 100 m Breite einnahm. Vorläufig glaube ich in diesem Viereck eine Curtis mit *Curricula* sehen zu dürfen, denn auffallend ist der Unterschied zwischen dem Befund in unseren Schnitten durch den westlichen und dem durch den östlichen Teil dieser Anlage. Im Norden zeigten sich überall die Pfostenlöcher von wahrscheinlich größeren Gebäuden. Im Westen dagegen kamen innerhalb der Befestigung nur die Überreste von vielen Gräbern eines fast vollkommen zerstörten Friedhofes zutage. Nur von einem aus Holz und Lehm gebauten Gebäude fanden sich hier die Pfostenlöcher und Balkenspuren (vgl. den Plan Abb. 17). Daß dieses Gebäude die zum Friedhof gehörige Kirche gewesen sei, scheint mir außer Zweifel. Übrigens sind die Verhältnisse für unsere Ausgrabungen hier auf „de Heul“ dermaßen günstig, daß wir hier von der Fortsetzung derselben noch ein ziemlich vollständiges Bild vom alten Dorestad erwarten dürfen.

In großen Zügen steht es uns aber jetzt schon vor Augen. Wir sehen das Castellum Dorestad, die fränkische, von starken Flechtmauern umgebene Befestigung, vor uns, vor welcher, der Rheinseite zu, erst die kleinere Niederlassung an der Bucht des Flusses entstand, deren Spuren

wir, von der Mauer des späteren Vicus durchschnitten, gerade an dieser Stelle wiederfanden. Aus dieser Niederlassung hat sich dann aber, dem ganzen Rheinufer entlang, der berühmte Vicus entwickelt, die von einer starken Flechtmauer umgebene Marktstraße, deren südliches Ende, gerade um die alte Martinskirche herum, sich beim Untergang des Ortes behauptete und das jetzige Wijk bij Duurstede geworden ist.

Mehr noch als die schnelle Entwicklung und die mächtige Größe des Ortes wundert uns vielleicht dieser plötzliche Untergang. Am Ende des 9. Jahrhunderts ist der Namen Dorestad aus Urkunden und Chroniken verschwunden, in 948 ist nur die Rede von einer „Villa quondam Dorestad nunc Wijk vocata“. Was kann hier geschehen sein?

Wohl hören wir im Laufe des 9. Jahrhunderts öfters, daß Dorestad von den Wikingern zerstört wurde, wohl hat ein Wikingerfürst hier als Herrscher gewohnt, aber dies alles kann doch unmöglich ein so jähes Ende herbeigeführt haben. Vielmehr würde man erwarten, daß, wenn Normannenherrschaft und Verheerung Ursachen von seinem Verfall gewesen wären, das mächtige Emporium sich gerade am Ende des 9. Jahrhunderts, als die Normannengefahr vorüber war, zu neuer Blüte erhoben hätte.

Es muß also eine andere Ursache für seinen Untergang gegeben haben, und ich glaube, wir haben dieselbe nicht weit zu suchen.

Wir haben gesehen, wie der mächtige Rheinarm, an dessen Ufer die Marktsiedelung sich ausdehnte, und dem sie ihre Entstehung verdankte, schon im frühen Mittelalter verschwunden gewesen sein muß, als an seiner Stelle der geringe Kanal angelegt wurde, den wir in der jetzigen Stadt in der Mazijk wieder fanden. Es muß also zu einer gewissen Zeit der Rheinlauf hier in der Nähe der Lek künstlich abgeschnitten worden sein, wodurch nicht nur der Rheinarm selbst seine Bedeutung verloren haben muß, sondern auch die ersten Bedingungen für das Fortbestehen des Markortes an seinem Ufer aufhörten; allem Anschein nach muß das um das Jahr 900 herum geschehen sein. Und nun lesen wir in den Chroniken des 16. Jahrhunderts, in erster Linie in der „Divisiechronik“, folgende Geschichte, welche ich hier auf Deutsch verkürzt wiedergebe.

„Im Jahre 860 offenbarten sich wunderbarliche Himmelszeichen von schrecklichen Plagen gefolgt, unerträgliche Stürme und Sturmfluten, wobei die Gewässer weit ihre gewöhnlichen Ufer überschritten; der Rhein, der vorher durch Wijk bij Duurstede zu strömen pflegte und weiter durch Utrecht, Leiden und Katwijk ins Meer, wurde durch die Aufstauung des Meereswassers zurückgeworfen, so daß in Holland, Utrecht und Betuwe Menschen und Tiere in großer Menge ertranken, weshalb die Leute in diesen Gegenden einträchtig von Wijk bij Duurstede aus einen Bach, Lek genannt, auf beiden Seiten mit Deichen versehen haben und auf diese Weise dem Rhein seinen Lauf nach Utrecht genommen haben, so daß er jetzt an Vianen und Schoonhoven vorüber in die Maas fließt. Und als der Rhein auf diese Weise gestopft wurde, schlossen sich die Dünen bei Katwijk zusammen, so daß der Rhein bei Katwijk vollkommen gestopft wurde.“ Dies für unsere Gegend so wichtige Ereignis, dessen Folgen am Ende der karolingischen Zeit uns unsere Ausgrabungen kennen gelernt haben, finden wir hier also ausführlich von den Chroniken erzählt,

und wir können uns nur wundern, daß unsere Geschichtsschreibung dasselbe bis jetzt nicht ernsthafter genommen hat, das um so mehr, als uns diese Erzählung noch in anderer vollkommen unverdächtiger Weise bestätigt wird. In einer bekannten Urkunde von 1165 befiehlt der Kaiser Friedrich Barbarossa, daß der Damm, welcher in der Villa, die Wijk genannt wird, ehemals zur Bannung der Wassergefahr im Rhein gemacht wurde, im Stande bleiben sollte. Da hier 1165 dieser Damm als in alter Zeit (*antiquitus*) errichtet, erwähnt wird, kann seine Erbauung gewiß nicht viel später als 860 gesetzt werden, und da derselbe in karolingischer Zeit gewiß noch nicht dagewesen sein kann, weil sonst unserer karolingischer Markttort unmöglich hier entstanden wäre, muß die hier genannte Jahreszahl 860 zweifellos ungefähr die richtige sein. Hier finden wir also das Ende der Blütezeit unserer Marktsiedelung genau datiert und die Ursachen ihres Unterganges nachgewiesen. Wenn wir uns Dorestad und seine ausgedehnte Marktsiedelung innerhalb seiner Flechtmauer am Ufer des Rheines vorstellen, so können wir uns denken, wie dieselbe den hier beschriebenen außerordentlichen Überschwemmungen zum Opfer gefallen sein muß; es scheint uns unmöglich, daß die schützende Flechtmauer einer derartigen Sturmflut standgehalten haben sollte. Von der Wasserflut zerstört, muß sein Wiederaufblühen durch den Bau des Rheindammes und das Abschneiden des Rheinarmes, dem es damals sein Entstehen verdankte, vollkommen verhindert worden sein. Das plötzliche Verschwinden unseres mächtigen Markttortes in der damaligen Literatur wird dadurch also vollkommen erklärt.

Dorestad und seine Funde gehören also einer bestimmten genau begrenzten Zeit an, und es scheint mir also auch möglich, hier eine feste Basis, besonders für die keramische Chronologie dieser dunklen Zeiten zu gewinnen ³²).

Leiden, November 1926.

Zur allgemeinen Orientierung seien hier genannt:

1. W. Pleyte, *Nederlandsche Oudheden*.
2. J. H. Holwerda, *Nederlands vroegste beschaving* (mit deutschem Anhang) 1907.
3. J. H. Holwerda, *Nederl. vroegste geschiedenis* 2 e Dr. 1925; mit schon früher erschienenem Bilderatlas „*Nederlands vroegste Gesch. in Beeld*“.
4. J. H. Holwerda, *Oudheidkundige kaart van Nederland*; in dem „*Geschiedkundige Atlas van Nederland*“ 1924 (Fundkarte mit Text).
5. *Oudheidkundige Mededeelingen van 's Rijksmuseum van Oudheden* (Museums-Zeitschrift) Serie 1 (1906—1914), Serie 2 (1920—1926), hier unten zitiert als O.Med. ¹ und O.Med. ².
Weitere Publikationen über spezielle Gegenstände im obenstehendem Text erwähnt sind:
6. *Prähistorische Zeitschrift* V 435 und VI 57 (Holwerda).
7. A. E. van Giffen, *De Hunnebedden in Nederland*.
8. J. H. Holwerda, *Die Niederlande in der Vorgeschichte* (Supplem. Band des Internationalen Archives 1915).
9. *Oudheidkundige Mededeelingen* ¹ III und V (Holwerda).

10. Revue Anthropolog. XXXIII 9—10 (Hamal Nandrin u. Servais). Tijdschrift v. h. Koninkl. Aardr. Genootschap 1925 (v. d. Sleen u. van Giffen).
 11. Prähist. Zeitschrift I 374 und IV 368 (Holwerda).
 12. A. E. Remouchamps „de Cultuur der Koepelgrafheuvels. Opgravingen nabij Ermelo“ in den Oudh. Med.² IV und andere noch unpublierte Untersuchungen (vgl. Oudh. Med.² VI).
 13. Letzte Jahrgänge des Drentsche Volksalmanak (v. Giffen).
 14. J. H. Holwerda, „Das Gräberfeld van de Hamert bei Venlo“ und O. Med.² III².
 15. Tijdschrift der Vereeniging v. Overijsselsch Regt en Geschiedenis 1924 Oudh. Med.² VI (Holwerda).
 16. J. H. Holwerda, „Germanische Tempel“ in der Festschrift für A. Götzte.
 17. Mnemosyne XLI, 1913 (Holwerda).
 18. Oudh. Med.² V² (Remouchamps) und Oudh. Med.¹ V (Holwerda).
 19. Oudh. Med.² I und II und Germania I, 105, II 51 und VI 62 (Holw.).
 20. Tijdschrift der Vereen. „Gelre“ 1917 Germania VI 62, (Holw.).
 21. Oudh. Med.¹ II (v. Bemmelen) „Jaarverslagen d. Vereeniging v. Terpenonderzoek“ (v. Giffen); Bijdragen tot de kennis van Groningen II (Oost-Elrema u. a.).
 22. Oudh. Med.² V (Holw.).
 23. N. J. Krom, De popolis Germ. ant. tempore patriam nostram incolentibus, Anglosaxonumque migrationibus.
 24. Jaarverslag der Vereeniging van Terpenonderzoek IV (v. Giffen).
 25. Tijdschrift v. h. Koninklijk Aardrijkskundig Genootschap 1920 u. f. f. (Tesch.).
 26. Oudheidkundige Mededeelingen² IV (Hubregtse).
 27. M. de Man, Que sait-on de la plage de Dombourg?
 28. Oudheidkundige Mededeelingen² V² (Holwerda).
 29. Oudheidkundige Mededeelingen² I² (Holwerda).
 30. Oudheidkundige Mededeelingen¹ III (Holw.).
 31. Oudheidkundige Mededeelingen² V¹ (Holw.).
 32. Eine kurze Übersicht des keramischen Materials gab ich schon in Oudheidkundige Mededeelingen² V 45 u. 52.
 33. Janssen, Oudheidkundige Mededeelingen 1842.
-